

Vergißeinnicht 1912

8 (1912)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 8

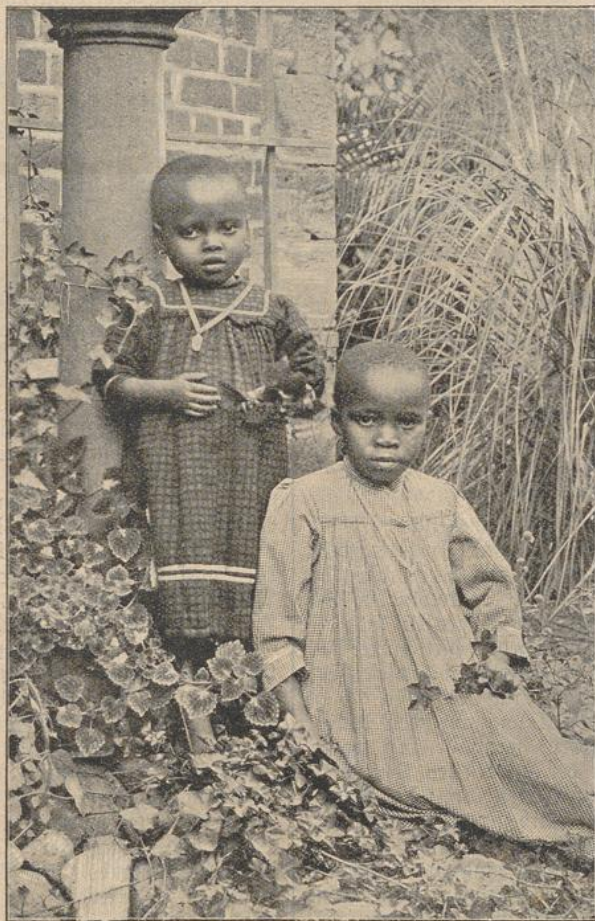
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Im Blumengarten.

Köln a. Rh.
August 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Vater und Sohn.

Eine Erinnerung an 1870.

Um die Höhen von Spichern, in heißer Schlacht,
Da hatte der Tod wohl Ernte gemacht.
Es lagen da weithin die Krieger all',
Und fern noch dröhnte Kanonenschall.
Da lag der Franzose so regungslos,
So friedlich auf deutscher Erde Moos.
Und der deutsche Krieger aus Süd und Nord
Starb freudig den Tod des Helden dort. —
Und als der Mond stieg freundlich herauf,
Nahm alle der Schoß der Erde auf.
Es schmückte ihr Grab kein prunkender Stein,
Nur hie und da stand ein Kreuzelein.
Doch sieh' dort den Feldherrn auf hohem Pferd,
Wie reitet er langsam auf blutiger Erd'! —

Es naht die ernste Heldengestalt
Dort jenem Kreise von Kriegern bald.
Die hatten gesenkt beim Mondenschein
Den toten Hauptmann ins Grab hinein.
Und der greise ernste Feldherr frug
Einen Krieger, der Schmerz im Anlitz trug:
„Verlor't ihr viele? — Sag' an, mein Sohn!“
Es folgte ein „Ja!“ mit schmerzlichem Ton.
„Und lebt euer Hauptmann noch? O sprich!“ —
„Er fiel im Kampfe, wo mancher erblich.
Hier senkten wir eben beim Mondenschein
Den toten Hauptmann ins Grab hinein.“ —
Da drang ein tiefer, unnennbarer Schmerz
Dem edlen Feldherrn ins Kriegerherz.

Er starrte den Hügel wohl an gar lang'
Und eine Trän' aus dem Aug' ihm drang.
Es kam aus dem Mund ihm kein Laut, kein Ton,
Und doch war der Hauptmann sein einziger Sohn.
Er gab einen Wink den Kriegern drauf,
Die zogen den Toten gar bald herauf.
Sie wuschen beim blinkenden Mondeslicht
Des Helden entstelltes Angesicht. — —
Lang' ruht auf dem Sohne des Vaters Blick! —
Er war seine Freude, sein Stolz und sein Glück.
„Schlaf wohl!“ spricht er leise, „schlaf wohl, mein Sohn!“
Er sagt es mit zitternder Stimme Ton.
Dann drückt einen Kuß er aufs bleiche Gesicht.
Und reitet von dannen im Mondeslicht.

Der Feldherr war der General v. Mansueti und der gefallene Hauptmann sein Sohn, Kompanie-Chef im 56. Infanterie-Regiment.

Mission und Kolonialpolitik.

Zu diesem gegenwärtig hochaktuellen und vielumtrittenen Gegenstand schreibt Prof. Schmidlin, der Inhaber des missionswissenschaftlichen Lehrstuhls in Münster, im neuen Heft der Zeitschrift für Missionswissenschaft (Münster, Aschendorff), die in katholischen wie protestantischen Kreisen eine überaus günstige Aufnahme gefunden hat, folgendermaßen:

Durch ihre kulturelle Tätigkeit namentlich wird die katholische Mission nicht nur zu einer Kulturträgerin ersten Ranges, sondern auch zu einer hervorragenden Mitarbeiterin und Bundesgenossin der kolonialen Bestrebungen, was um so höher anzuschlagen ist, als die Regierung sich auf dem Kolonialgebiet viel stärker als in der Heimat auf private Mitwirkung angewiesen ist. Die kath. Mission erwirbt sich dadurch Verdienste, die an Wert und Tragweite den rein kolonialisatorischen Unternehmungen in nichts nachstehen, wenn sie auch wegen der geringeren Mittel in der materiellen Leistungsfähigkeit nicht mit allen konkurrieren kann; hierher gehören die Urbarmachung und Verbesserung des Bodens, die Anlage von Gärten und Plantagen, die Hebung von Ackerbau und Viehzucht, die Einführung von Handwerk und Industrie, dann überhaupt die kolossalen Summen, die von den Missionen alljährlich in die Kolonien gebracht und darin verausgabt werden. Ein unschätzbare Kolonialwert schließt ferner die von den Missionen unternommene und mit Erfolg durchgeführte Erziehung

der Eingeborenen zur Arbeit ein, besonders ihre innere Prädisponierung dazu, die kein anderer Kolonialfaktor im gleichen Grad zu erreichen vermag, speziell durch die landwirtschaftlichen und Handwerkschulen der Mission. Dazu kommen die enormen Leistungen auf dem Schulgebiet, durch welche die Kultur in das heranwachsende Geschlecht hineingetragen und der Regierung wie den Kolonisten die Haupt Sorge um die Schule abgenommen wird. Weiter die wissenschaftliche und literarische Missionstätigkeit, die sowohl von den Missionären und Missionsschwestern, als auch von zahlreichen caritativen Missionsanstalten getragen wird und der staatlichen Wohlfahrtspflege ebenfalls eine große Arbeits- und Kostenlast zum Wohle der Kolonien abnimmt.

Was aber am wichtigsten ist, die Mission ist in erster Linie befähigt und berufen, die Eingeborenen in ihrer individuellen wie sozialen Haltung psychisch umzugestalten und auf ein höheres sittlich-religiöses Niveau zu erheben, sie vor allem instand zu setzen, die durch unsere europäische Zivilisation ihnen übermittelten höheren Güter und Bedürfnisse, das verfeinerte Lebensglück und den verfeinerten Lebensgenuß ohne Schaden sich anzu eignen und zu genießen. Die materielle Kultur allein ist nicht imstande, den Wilden zu einem gesitteten Menschen zu erheben, auch nicht die intellektuelle Erziehung, falls sie nicht durch die christliche Moral ergänzt wird; dadurch wird im Gegenteil der in den heidnischen Religionen noch wirksame letzte Halt zerstört und das Laster verstärkt, wie die Erfahrung lehrt; nur wenn der

Fetischismus durch etwas Besseres ersetzt wird, wenn zu den kulturellen Segnungen die Pflege des Gewissens und Übung des Willens hinzutritt, kann sie für Leib und Seele der Eingeborenen wahrhaft wohlthätig wirken.

Diese Gewinnung und Hebung der inneren Persönlichkeit ist aber in erster Linie Sache des Christentums, also der christlichen Mission. Die Mission ist es, die unsere Kolonien geistig erobert und innerlich assimiliert, soweit eine solche Assimilation in Anbetracht der tiefgreifenden Verschiedenheiten überhaupt durchführbar ist. Der Staat vermag die Schutzgebiete sich wohl äußerlich an- und einzugliedern; das tiefere Ziel der Kolonialpolitik, die innere Kolonisation, muß ihm die Mission vollbringen helfen. Durch Strafen und Gesetze kann der Staat den physischen Gehorsam erzwingen, die seelische Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit der Eingeborenen

Ein Blick ins volle Koffernleben:

Der Krieg.

(Fortsetzung.)

Auch die Geister seiner Ahnen pflegt der Kaffer, bevor er in den Krieg zieht, um Hilfe anzurufen. Er scheint sogar vielfach der Ansicht zu sein, der Krieg spiele sich mehr ab zwischen den feindlichen Armeen der Verstorbenen, als der sichtbar auf dem Schlachtfeld kämpfenden Krieger. Während die einen unten am Boden kämpfen, streiten die andern in der Luft; gewinnt aber der Schwarze einmal die Ueberzeugung, die Ahnen seien auf seiner Seite und verhelfen ihm zum Sieg, dann ist er in seinem Anlauf einfach unwiderstehlich; er stürzt sich blindlings in die Gefahr und rennt alles über den Haufen.



Der Dom zu Aachen, wo der diesjährige Katholikentag abgehalten wird.

bringt die Mission zustande . . . Dieser moralische Einfluß des Missionärs wurzelt vor allem darin, daß er nicht wie die meisten übrigen Kolonisten durch persönliche, bzw. wirtschaftliche Motive, sondern durch solche rein idealer Natur, durch ethische und religiöse in die Kolonien geführt und zu seiner Berufstätigkeit bestimmt worden ist, daß er nicht gekommen ist, um Schätze und Reichtümer für die Welt zu sammeln, sondern um die Seelen für Gott zu gewinnen und den Nebenmenschen Gutes zu tun, daß er mit heroischem Opfersinn, unter den aufreibendsten Anstrengungen und Entbehrungen sich dieser Arbeit widmet, ein Heroismus, der jedermann Bewunderung einflößen muß und namentlich den katholischen Glaubensboten nicht abgesprochen werden darf.

Schon aus Dankbarkeit für all diese Wohltaten und Großtaten wird eine verständige Kolonialpolitik und Kolonialregierung den katholischen Missionsbestrebungen und Missionsunternehmungen freundlich und wohlwollend gegenüberstehen müssen. Sie wird dieselbe nach Kräften schützen und unterstützen. Sie wird ihnen vor allem die gebührende Selbstständigkeit und Freiheit des Handelns zu gewähren."

Ist endlich die ganze lange Zeremonie des „Dokterns und Verzauberns“ glücklich vorüber, dann springen alle Krieger mit wildem Geheul in die Höhe, schwingen drohend ihre Waffen und versichern, daß sie keinen Feind auf Erden fürchten. Begeistert drängen sie sich um ihren Fürsten und prahlen, wie er bald von ihren Heldentaten hören werde. Sollten sie aber, was gänzlich ausgeschlossen, besiegt werden, so wollten sie mit ihrer ganzen Familie und all ihrer Habe zeitlebens seine Sklaven sein. Bei solchen Anlässen werden oft ganze Dörfer dem Häuptling überwiesen. Manche brechen auch vor ihrem Inkoßi (Landesfürsten) einen Stab entzwei. Es ist das eine symbolische Handlung und will sagen: „Sollte ich besiegt werden, so handle mit mir nach freiem Belieben.“

Diese Inaugurations-Zeremonien dauern oft viele Tage; und während dieser ganzen Zeit müssen sich die Krieger im Freien oder im Buschwerk aufhalten und täglich fasten, damit sie die zum Kampfe nötige Elastizität erlangen. Die Schluszeremonie wird, wenn alles zum Abmarsch bereit ist, vom Könige selbst vorgenommen. Der Doktor bringt nämlich des Königs Kalabasse herbei, die ganz besonders wirksame Medizin

enthält. Der König nimmt sie in die Hand und beginnt sie heftig zu schütteln. Schäumt die Medizin kräftig auf und fließt sie in reichem Erguß über den Rand des Gefäßes herab, so ist dies ein gar gutes, tröstliches Zeichen; denn die eigene Partei wird unfehlbar siegen. Kommt dagegen nur wenig Schaum, so muß man für heute mit dem Kampfe warten, und morgen die Zeremonie aufs neue beginnen.

Manchmal schüttelt man auch zwei Kalabassen, eine schwarze und eine weiße. Die schwarze repräsentiert den Feind, die weiße das eigene Heer. Die Partei, deren Gefäß zuerst überschäumt, siegt, d. h. für heute, wenn man jetzt gleich in den Kampf zöge. Ist daher das Zeichen ungünstig, so heißt es einfach warten und die Probe solange wiederholen, bis sie den eigenen Sieg in Aussicht stellt. Der Inyanga oder Kafferdoktor steckt zuweilen auch zwei Speere leicht und sachte in die Erde; auch sie repräsentieren die beiden Armeen. Kommt nun ein Wind und neigt den feindlichen Speer, oder bringt er ihn gar zu Fall, so bricht die ganze Armee jubelnd auf in den Krieg, denn der Sieg ist ihr gewiß! —

Selbstverständlich muß aber nicht bloß der gemeine Mann „gedoktert“ werden, sondern vor allem auch der Häuptling oder Fürst. Ihm überreicht der Inyanga ganz ausgesuchte Medizinen und Kräuter von seltener Stärke und Heilkraft. Der Fürst geht damit an den Fluß und zerreibt sie auf einem Stein, bis etwas Saft herauskommt. Nun hält er die Kräuter über sein Haupt und läßt von dem heilbringenden Saft etwas über seine Arme und den Rücken laufen, was ihn wunderbar stärkt, während zu gleicher Zeit der feindliche Chief elendiglich geschwächt und entnervt wird. Zuletzt nimmt der Häuptling wieder das Gefäß, stellt es auf den Boden und reibt und mischt darin die geheimnisvollen Medizinen mit den Worten: „Nun vernichte ich meinen Feind! Er ist bereits vernichtet; hier liegt er in meinem Gefäß, er ist überwunden, besiegt, entkräftet! Ich zertrete ihn! Durch Zaubermacht habe ich ihn überwunden, ich sehe es deutlich am Aufschäumen der Medizin in diesem meinem Gefäß!“ — Kann er noch eines Gegenstandes habhaft werden, der dem feindlichen Häuptling gehört, so muß er unfehlbar in den Topf; denn dadurch wird der Gegner am wirksamsten gefnebelt und unter die Füße getreten.

Sind die Vorzeichen gut, — und sie müssen es sein, denn sonst werden sie einfach so oft wiederholt, bis es stimmt, — dann bestreichen die Krieger ihre Augenbrauen mit rotem Ocker und ziehen in den Kampf. Die Zulufassern kämpfen mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer. Davon können auch die Buren und Engländer erzählen! Alles hängt jedoch bei ihnen vom Vertrauen auf die eigene Sache ab. Winnt ihnen der Sieg, so sind sie einfach unwiderstehlich, schwindet diese Zuversicht, so ist bald das ganze Unternehmen als ein verlorenes anzusehen. Der Kaffer kann beides sein, mutig, tapfer und tollkühn bis zum Erzeß, aber auch lächerlich abergläubisch und furchtsam. Daher der widerstreitende Erfolg: staunenswerte Siege und schimpfliche Niederlagen kurz nacheinander.

Ist der Krieg zu Ende, so wird der überwundene Häuptling in den Königsstraal des Siegers gebracht. Dieser ruft einen Zauberer herbei, daß er ihm einen stärkenden Trank verabreiche. Der Gegner ist zwar besiegt und gebunden, aber dennoch erscheint es nicht ratsam, ihm ohne den Schutz eines Zaubermittels gegenüberzutreten; denn auch gebunden verfügt er vielleicht noch über geheime Kräfte. Steht der gefesselte Feind

vor dem Sieger, so springt dieser dreimal in die Luft und bohrt sodann seinen Messer in die Brust des Gegners, nicht nur einmal, sondern zehn- und zwanzigmal; denn er soll auf immer in Grund und Boden hinein vernichtet werden. War der Erschlagene ein starker, mutiger Krieger, so ist es sehr vorteilhaft, aus gewissen Teilen seines Leibes, wie aus Herz und Leber, stärkende Medizinen zu bereiten und sie zu verzehren, denn dann gehen all seine trefflichen Eigenschaften auf den Sieger über. Der Schädel des Gegners wird aufbewahrt und zu einem Medizinofaße verarbeitet; denn hier halten sich die Zaubermittel vorzüglich gut und gewinnen bedeutend an Kraft und Wirksamkeit.

Bei einigen Stämmen müssen die Krieger, die in der Schlacht verwundet wurden, sowie jene, die einen Feind getötet hatten, einen Reinigungsprozeß durchmachen. Sie dürfen ihrem Fürsten nicht unter die Augen treten und keine Milch genießen, bevor sie „gedoktert“ wurden. Der Prozeß ist übrigens einfach: der Inyanga oder Doktor schlachtet einen Ochsen, nimmt die Galle und sonstige Eingeweide und siedet sie mit einem Gemisch bitterer Kräuter. Jeder verwundete Krieger muß dreimal einen Schluck von dem appetitlichen Gebräu nehmen unter der weisen Mahnung des Doktors, nicht zu gierig zuzugreifen. Der Rest der Medizin wird als Heilwasser über die Anwesenden ausgegossen. Sodann nimmt jeder Verwundete einen Stoß, spuckt dreimal darauf und wirft ihn gegen die feindliche Grenze zu mit den Worten: „Sei vernichtet!“ Ein kräftiges Purgiermittel vollendet die leibliche Reinigung.

Im Beichuanaland schneidet jeder Krieger, der einen Feind erlegt hat, in der Magergegend ein Stückchen aus dessen Haut. Die Beute gilt als Beweis, wie viele Feinde er erlegt und öffnet ihm jegliche Tür, selbst die des obersten Häuptlings. Der Doktor aber macht in die Brust des Siegers ebenso viele Einschnitte, als er Beweise vorlegt, und so ein Denkzeichen trägt er mit ebensoviel Stolz, wie ein Europäer etwa das Eisene Kreuz oder das Zeichen der Ehrenlegion.

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Auf der Weiterreise bekamen wir viele Arten uns unbekannter Tiere zu Gesicht. Da war vor allem eine Menge kleiner Affen von verschiedenen Farben, die sich wie lose Jungen auf den Gipfeln hoher Bäume tummelten, ferner zwei Bakaffen, Tiere, welche den Büffeln gleichen, aber wie Löwen brüllen und immer paarweis zusammengehen. Sie sind weiß mit schwarzen und roten Flecken, haben eine halbe Elle lange Ohren und gerade Hörner. Sie fliehen vor dem Menschen nicht, fügen ihm aber auch kein Leid zu, falls sie nicht gereizt werden. Hoch oben auf einem Berge sahen wir eine wilde Bestie mit gelb und schwarz gestreiftem Fell; der Dolmetscher sagte uns, das sei ein Leopard, der zähle zu den wildesten Raubtieren des ganzen Landes. Am besten gefielen uns die Zebras; sie kommen an Größe und Gestalt etwa einem Maulesel nahe und haben rings um den ganzen Leib weiße und schwarze Streifen, als wären sie von einem Maler angestrichen worden. (Siehe Bild S. 178.)

Einmal stießen wir auf dem Marsche auf ein schlafendes Tier. Von dem Lärm, den unsere Träger machten, wachte es auf, sprang mit einem mächtigen Satz in die Höhe und entfloß in die Wildnis. Dem Körperbaue nach würde ich es für einen Wolf gehalten haben, doch es hatte einen unverhältnismäßig großen,

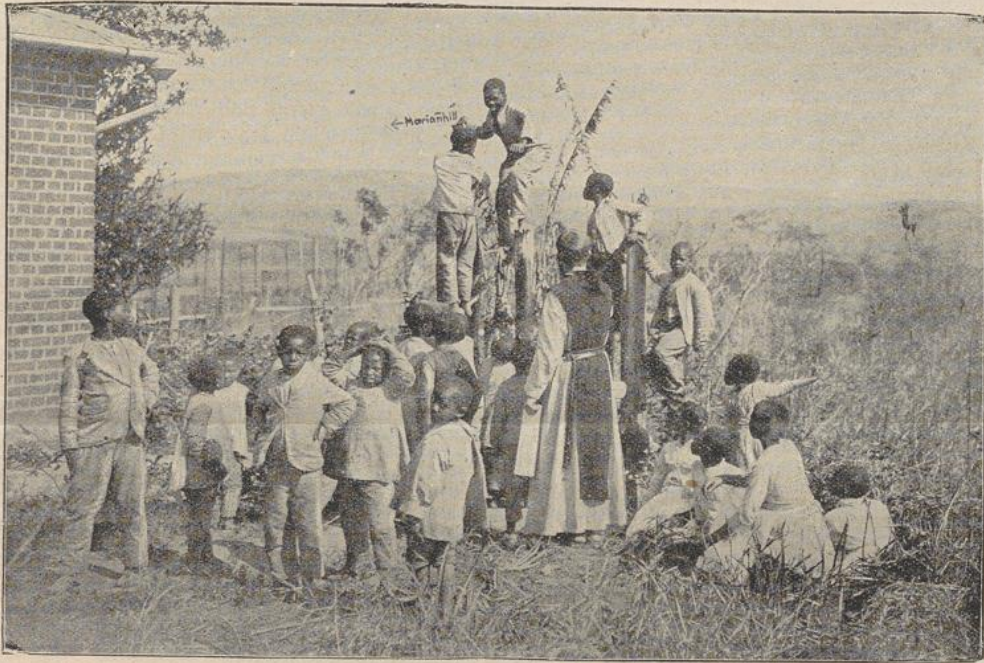
häßlichen Kopf; wahrscheinlich war es eine Hyäne. Sehr häufig beobachteten wir eine Art einheimischer Ziegen; sie ergriffen vor uns die Flucht und blieben dann eine Weile stehen, um aufeinander zu warten. Wilde Hühner fingen wir in Menge; sie waren weit größer als unsere Haushühner und ihr Fleisch schmeckte wie das der Hasen.

Als wir am dritten Tag wieder in eine Libatte (großes Dorf) eingezogen waren, schloß man hinter uns das Tor. Es bestand aus wildem, dürrern Dornengebüsch, während lebendige Dornhecken die einer starken Mauer gleichende Umzäunung bildeten. Man wies uns zwei Hütten zum Nachtlager an. Da aber die Hitze da drinnen ganz unerträglich war, zog ich es vor, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich befestigte nämlich das eine Ende meines Hamaks (einer Art Tragsänfte) an der Dachspitze der Strohhütte, das andere an zwei kreuz-

obschon ich offen gestehe, daß mir zuweilen vor Furcht das Herz in der Brust mächtig klopfte.

Am nächsten Morgen suchte ich meinen Gefährten auf und fragte ihn, ob er auch solche Todesängsten aus- gestanden habe, wie ich. Er aber versicherte mir, er habe in seiner kühlen Hängematte so gut geschlafen, wie noch nie und habe rein gar nichts gehört. — „Du Glücksvogel,“ sagte ich, „Vater Michelangelo, hätten die Löwen den Zaun durchbrochen, so wärest du ins Paradies gekommen, ohne zu wissen, wie.“ — Er aber entgegnete: „Die göttliche Vorsehung wacht immer über die ihrigen und gibt sie nicht der Wut unvernünftiger Tiere preis.“

Nachdem wir einen Vortrag gehalten und einige Kinder getauft hatten, setzten wir unsere Reise fort. Um die Mittagszeit kamen wir an einen Bach mit gutem Trinkwasser. Wir machten Halt, legten uns in den



P. Isenbard mit Kaffernknaben in Mariannhill.

weis aufgepflanzten Pfählen und legte mich hinein. Michael Angelo folgte meinem Beispiel und machte es ähnlich an einer zweiten, nicht allzuweit von mir entfernten Hütte.

Da nahen gegen Mitternacht drei Löwen. Ihr Gebrüll glich buchstäblich dem Donner, und es war, als ob alles rings herum vor Schrecken zitterte und bebe. Erschrocken fuhr ich aus dem Schläfe auf, und wäre der große, dicke Dornzaun nicht gewesen, so hätte Dionysio Carli seine italienische Heimat nicht wieder gesehen. Der Mond schien helle; ich richtete den Kopf ein wenig in die Höhe, ob ich etwa die Bestien sehen könnte, allein der Zaun war so breit und stark und so dicht belaubt, daß ich nichts von ihnen entdecken konnte, obschon sie sehr nahe waren; denn sie brüllten hart vor dem Tore und bewegten sogar einigemal das Gebüsch. Anfangs hatte ich im Sinn, mich in die Hütte zurückzuziehen, dann aber erwog ich, daß der Zaun doch zu hoch und breit sei, als daß sie ihn überspringen könnten. So blieb ich also bis zum Anbruch des Tages in meinem Hamak,

Schatten eines großen Baumes und ruhten aus, während sich die Neger daran machten, Brennholz zu suchen, um uns aus einer Art Hirse, von ihnen Massomantui genannt, ein Mittagessen zu bereiten. Als sie zurückkehrten, zog mein Gefährte seinen Stahl hervor, um Feuer anzuschlagen, der Neger aber, welche die Stelle des Roches versah, bedeutete ihm, sich diese Mühe zu ersparen, nahm ein ungefähr zwei Finger dickes Brettchen, in dem mehrere, nicht ganz durchgehende Löcher saßen, steckte in eines derselben einen dürrern Holzspahn und drehte ihn zwischen beiden Händen mit großer Schnelligkeit hin und her, bis es plötzlich hell aufflammte. Indessen hatten die andern Schwarzen Hirse ausgeklopft und machten sich daran, in mehreren großen Töpfen eine kräftige Suppe zu kochen. Als Zuspäße aber dienten geröstete Süßkartoffeln, die in jenem Lande in unglaublicher Menge wachsen.

Während wir so gemütlich beieinander saßen, kam plötzlich ein riesiger Elefant dahergetrabt. Er war nicht viel kleiner, als ein beladener Heuwagen und schien

nicht mehr jung zu sein, denn es fehlte ihm ein Zahn und er ließ ganz bedenklich den Kopf hängen. Die Schwarzen sprangen erschrocken auf und schossen nach ihm mit vergifteten Pfeilen. Ein anderer aber war klüger; er ergriff einen Feuerbrand und zündete schnell eine der nahen Strohütten an. Durch die mächtig aufblühende Flamme erschreckt und von drei Pfeilen getroffen, nahm der Elefant Reißaus, aber leider verbreitete sich das Feuer hinaus ins dürre Gras und verzehrte eine Meile weit alle Bäume und Gesträuche. Die darin verborgenen Tiere ergriffen eiligst die Flucht, wir aber kamen gegen Abend ungefährdet zum nächsten Dorf. Doch während der Nacht träumte ich noch wiederholt von dem kolossalen Tier, das mir durch sein unerwartetes Auftreten keinen geringen Schrecken eingebracht hatte.

Am nächsten Tag hatten wir ein neues, nicht minder schreckliches Abenteuer. Da kam uns nämlich auf dem Marsche eine gewaltige, riesengroße Schlange entgegen. Ich lüge nicht, wenn ich sage, sie war sicher ihre 25 Fuß lang, denn ich habe später die Haut einer ähnlich großen Schlange gesehen und gemessen, die mein Freund Michael Angelo als Merkwürdigkeit an seinen Vater nach Europa sandte. Der Kopf des Tieres, der oft übers Gras hervorragte, war so groß wie der eines Kalbes, und unser Schrecken war um so größer, als das Ungeheuer gerade jenen Fußpfad innehielt, auf dem wir selbst marschierten.

Die Neger erhoben bei diesem Anblick ein furchtbares Geschrei, sprangen zur Seite und liefen eiligst einem nahen Hügel zu, um der Schlange Zeit und Raum zu lassen, in Ruhe ihres Weges zu ziehen. Wir beobachteten von der Höhe aus genau, wie sie vorankroch. Die hohen Grashalme hoben und senkten sich, als ob eine Kolonne von etlichen zwanzig Mann hindurchmarschierte. Wir warteten länger als eine Stunde, bis sie vorüber war und suchten dann behutsam wieder unsern Fußpfad auf.

Bei diesem Anlasse aber habe ich neuerdings gesehen, daß auf die Schwarzen im Falle der Not absolut kein Verlaß ist. Sie fürchten sich wie kleine Kinder, und jeder denkt nur daran, die eigene Haut zu retten. Wie sehr bedauerte ich, daß wir uns nicht mit einer guten Büchse versehen hätten; sie hätte uns bei vielen Anlässen vortreffliche Dienste getan. So aber waren wir bei jeder Gefahr seitens wilder Tiere nur auf die Schnelligkeit unserer Füße angewiesen, oder mußten es versuchen, das Gras in Brand zu stecken. Doch wir setzten unsere Hoffnung auf den Herrn; wir wußten uns in Gottes Hand und sind in dieser unserer Hoffnung nie zu Schanden geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

Es sind nun bald 1½ Jahre her, daß ich das letztemal aus meiner dem hl. Joseph geweihten Missionsstation ein Lebenszeichen gegeben; drum heute wieder einige Zeilen.

Zunächst ein Wort über die Charaktereigenschaften der hiesigen Kaffern. Es kommt hier allerdings viel auf den einzelnen Stamm und die betreffende Gegend an, in der eine Missionsstation liegt. Die einen Kaffern sind eifrig und treu, zu jedem Opfer bereit und scheuen keine Mühe, fleißig zur Kirche zu gehen und ihre Kinder zum Schulbesuche anzuhalten. Andere hingegen sind nur schwer fürs Christentum zu gewinnen, oder lassen es an

der nötigen Festigkeit und Ausdauer im Guten fehlen. Dabei kommt es natürlich auch viel auf den einzelnen an; in jedem Stamme, auch bei einem tiefgesunkenen, gibt es gute, ja vortreffliche Seelen, wie es umgekehrt auch in der besten Christengemeinde einzelne Schwache und Abtrünnige geben kann.

Im allgemeinen glaube ich nun von den in meiner gegenwärtigen Mission, hier in der Nähe von Ladysmith, wohnenden Schwarzen sagen zu müssen, meine ersten diesbezüglichen Berichte seien etwas zu optimistisch gefärbt gewesen. Ins Gesicht reden hier die Leute gar freundlich mit dem Missionär und sagen zu allem „Ja und Amen“, doch wenn es gilt, Ernst zu machen, so bleiben die meisten bei ihrem heidnischen Aberglauben oder den protestantischen Irrtümern. Es wird noch viel Geduld brauchen, viel Arbeit und Gebet, bis dieses ganze Volk katholisch wird.

Mir scheint, die Buren, unter deren Botmäßigkeit diese Schwarzen viele Jahrzehnte hindurch gestanden und zum Teil noch stehen, haben durch ihre harte und rücksichtslose Behandlung wesentlich dazu beigetragen, sie zu solchen Schmeilern und Augendienern zu erziehen. Lüge und Diebstahl kommen in hiesiger Gegend häufig vor, und von den mannigfachen Verstößen gegen das 6. Gebot will ich lieber schweigen. Christliche Mädchen, die weit entfernt von der Missionsstation im elterlichen Kraale leben, kommen oft in große Gefahr, Glaube und Unschuld zu verlieren, weshalb ich mich nur schwer dazu entschließen kann, sie zu taufen, bevor es mir nicht möglich ist, ihnen hier, in „St. Joseph“, ein sicheres Asyl anzubieten.

Gottlob kann ich den Kaffern, die in beträchtlicher Entfernung von hier wohnen, ein weit besseres Zeugnis ausstellen, und es ist mir mit der Gnade Gottes gelungen, hier ein Notkirchlein zu erbauen und da und dort eine feste Katechistenstelle zu errichten, sodaß gegründete Hoffnung vorhanden ist, mancher dieser Bläse werde sich im Laufe der Zeit zu einer eigentlichen Missionsstation entwickeln. Es sei mir gestattet, einige derselben namhaft zu machen.

Die erste und bisher einzige Außenstation, wo im letzten Winter ein Notkirchlein erbaut wurde, ist der lieben Mutter Gottes unter dem Titel „Pons coeli, Himmelsbrücke“, geweiht. Der Titel mag vielen neu erscheinen, doch bin ich keineswegs der erste, welcher die allerseligste Jungfrau so genannt hat. Die Genesis dieses Kirchleins ist folgende:

Etwa sechs englische Meilen oberhalb Ladysmith, an der Bahnlinie, die von dort nach dem ehemaligen Orange-Freistaat führt, liegen ziemlich viele Kaffernkraale, deren Inassen bei meinen gelegentlichen Besuchen recht guten Willen zeigten. Ich suchte nun mit der Zustimmung meines Obern von einem dortigen gutgesinnten Lutheraner zwei englische Acres für Missionszwecke zu pachten, was mir auch gelang. Welchen Namen sollte ich nun der neuen Filiale geben? Es befinden sich in nächster Nähe drei starke Brücken; zwei derselben, eine Straßenbrücke und eine Eisenbahnbrücke, führen über den Klip-River, eine andere Bahnbrücke über den Spruit- oder Reißbach. Da glaubte ich nun, diesen drei Brücken eine vierte, und zwar eine „Himmelsbrücke“ in Gestalt eines Kirchleins hinzufügen zu müssen.

Das Kirchlein, bloß aus Holz und Wellblech erbaut, muß zugleich als Schule dienen. Unweit derselben hat sich eine katholische Kaffernfamilie niedergelassen, und ein bei dieser Familie wohnendes, gut geschultes Mädchen muß vorläufig als Lehrerin fungieren. Im Kirchlein

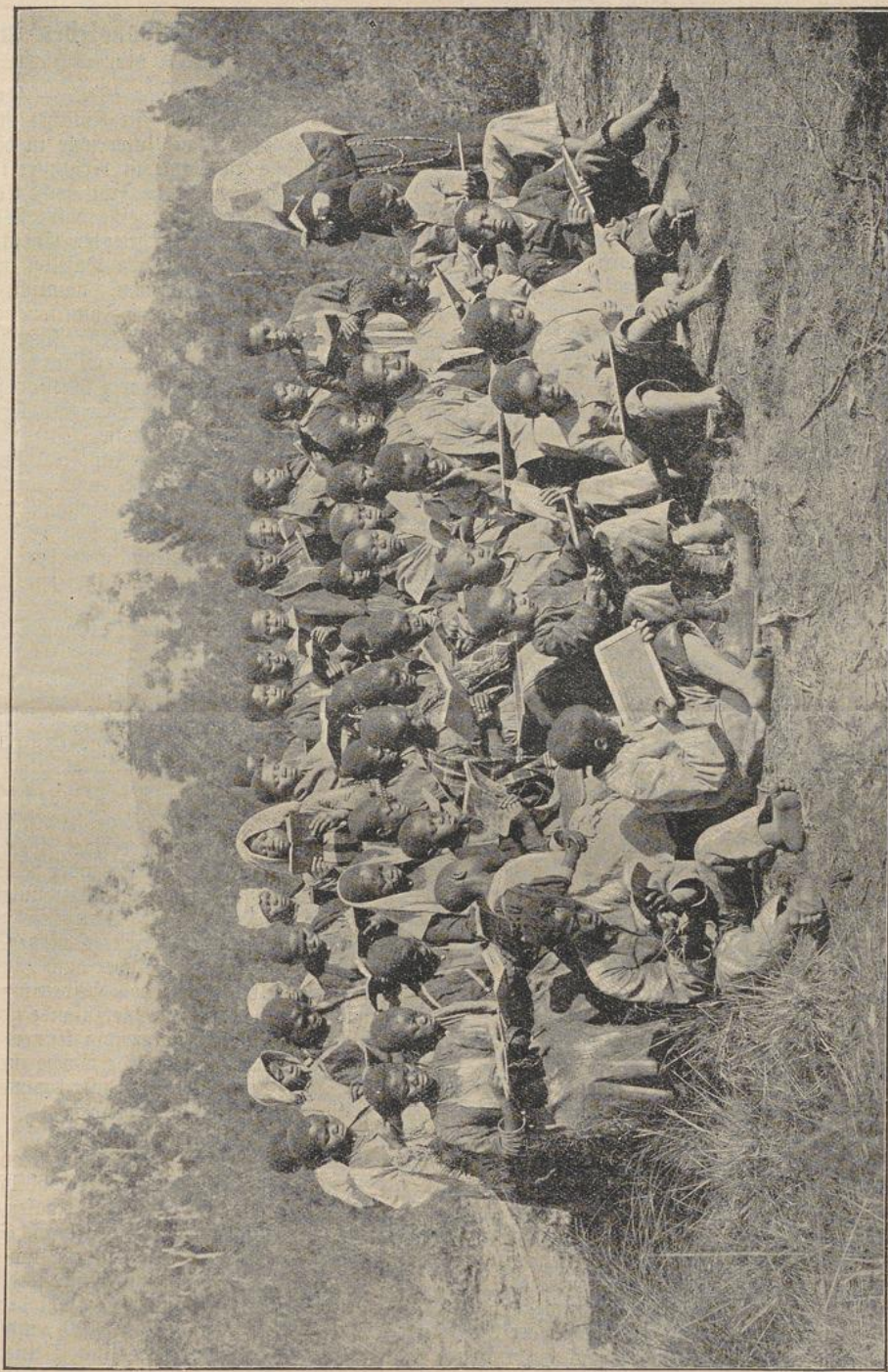
selbst sieht es noch einfach genug aus. Ein aus Brettern zusammengeklagener Altartisch, ein Kredenz-Tischlein, eine Kniebank und ein kleiner Beichtstuhl bilden die ganze innere Ausstattung. Für den Unterricht sind auch noch die nötigsten Schulutensilien da. Hier und da, so oft mir eben die knappbemessene Zeit es erlaubt, lese ich dort die hl. Messe, erteile religiösen Unterricht und spende die heil. Sakramente.

Auch auf einer zweiten Katechistenstelle haben wir zum Bau eines Kirchleins und einer Schule, sowie für einen kleinen Gottesacker einen Acre Land erworben. Der Platz ist etwa sieben englische Meilen nordwestlich von Ladysmith gelegen. Ungefähr zwanzig Katholiken wohnen schon daselbst, und es sind noch viele andere Schwarze da, die für unsere hl. Religion ein reges Interesse bekunden. Ich habe jene Gegend unter den Schutz unserer lieben Frau vom Siege gestellt, und ich hoffe, falls die ersehnte Hilfe nicht ausbleibt, noch im Laufe dieses Jahres daselbst ein Kirchlein aus Holz und Wellblech erbauen zu können. Bisher habe ich

dort die hl. Messe in einer niedrigen runden Rasenhütte unter einem Strohdach gelesen.

Ein dritter Platz, wo ich einigemal im Jahre in einer elenden, rauchgeschwärzten Hütte das hl. Messopfer feiere und den dortigen Katholiken und Kate-

chumenen christlichen Unterricht erteile, befindet sich zu Emangwaneni, jenseits des Tugela in der Nähe der Drakensberge, deren kolossale Obelisk, Pyramiden und Felsenwände in allen möglichen Formen majestätisch zum



Schwester Avellina hält im südafrikanischen Kevelaer Schule im Freien.
Die Schule ist zu klein, daher bei guter Witterung der Unterricht in Gottes freier Natur.

Himmel ragen. Diese hochromantische Gegend erscheint mir wie ein lebendiges „Sursum corda“, weshalb ich sie unter den Schutz der Regina coeli, der Himmelskönigin, stellte. Es wohnen daselbst in tiefgelegenen Schluchten noch gar wilde, stockheidnische Kaffern, deren Befehrung

überaus schwer hält. Mein Hauptzweck bei Errichtung jener Katecheseinstelle war allerdings, die von Loteni oder „St. Anna“ dorthin gezogenen Katholiken zu pastoren; nebenbei versuche ich aber auch mit jenen wilden Heiden nähere Verbindung anzuknüpfen, obgleich es, wie gesagt, ein gutes Stück Arbeit voraussetzt, so ein ungebundenes, nur zügellose Freiheit liebendes Naturvolk dem süßen Joche Christi zu unterwerfen.

Eine vierte Katecheseinstelle, wo ich zeitweilig im Hause eines Katholiken Gottesdienst halte, liegt jenseits des Tugela-Flusses. Ich weihte den Platz, der von den Protestanten Bethany genannt wird, der Mater Dolorosa. Einen fünften Platz nannte ich „St. Peter“; mein stiller Wunsch ist, er möge in der Folge in „Roma“ umgewandelt werden und dem katholischen Namen in jener, zurzeit fast ganz protestantischen Gegend alle Ehre machen. Gottesdienst halte ich dort im Hause einer alten katholischen Engländerin, und es finden sich dabei außer den umwohnenden Katholiken immer auch einige gutgesinnte Protestanten ein. Es ist dort kürzlich von einem Syndikat eine große Farm angekauft und vermessen worden, wobei ein katholischer Kaffer nicht weniger als drei Plätze zugemessen erhielt, darunter einen Acre als „stand“ in dem dort anzulegenden Kafferndorf (township). Es wäre nun von größter Wichtigkeit, dieses Plätzchen für den Bau einer katholischen Schule und Kirche anzukaufen oder wenigstens zu pachten, damit auch die katholische Kirche in dieser noch vorwiegend protestantischen Gegend festen Fuß fasse.

Mit was für Leuten man dort zu tun hat, möge folgender kleiner Zwischenfall illustrieren: Die oben erwähnte Katholikin machte mich auf eine Heidin aufmerksam, die schwer krank darniederlag. Sofort nach der heiligen Messe beilte ich mich, sie in ihrem Kraale, der nicht allzu weit von dort entfernt ist, zu besuchen. Aussicht auf Genesung war nicht mehr vorhanden, wohl aber bestand Gefahr auf Verzug. Da die Kranke guten Willen zeigte und die heilige Taufe begehrte, schickte ich mich an, ihr zuvor den nötigen religiösen Unterricht zu erteilen.

Doch kaum hatte ich damit begonnen, als auch schon in feierlichem Gänsemarsch eine Anzahl schwärmerischer Kafferweiber dahergehritten kam, die sich samt und sonders ohne weitere Anmeldung in der Hütte der Kranken postierten. Es waren das sogenannte „Omenyane“ oder Klageweiber, und eine darunter, welche das große Wort führte, war ihre Inkosifazi oder Vorsteherin. Sie fing sofort an, mich zu unterbrechen und heftige Widerreden zu führen, als ich die Kranke auf ihre Pflicht aufmerksam machte, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. Zuletzt wurde sie so laut und frech, daß ich ihr mit ernstlichen Worten ihre Unbescheidenheit verwies und ihr Stillschweigen gebot.

Eine kleine Weile war sie still, dann aber begann sie aufs neue und meinte, ich hätte nun lange genug unterrichtet, jetzt wolle sie selbst der Kranken in ihrer Art vorbeten. — „All das Beten, Schreien und Singen der Omenyane,“ erwiderte ich ihr, „vermag der Kranken nicht den Himmel zu erschließen, wohl aber die heilige Taufe, die ich nun erteilen will.“ Ich hatte noch einen harten Strauß mit dem frechen Weibe auszusetzen, bis ich endlich die Kranke in Frieden taufen konnte. Kaum hatte ich aber die Hütte verlassen, als die Schwärmerinnen schon anfangen, mit sentimentalem Pathos ein religiöses Lied zu singen. Offenbar wollten sie damit die Neugetaufte in ihrem katholischen Glauben wankend

machen, doch, wie die spätere Erfahrung zeigte, ohne Erfolg. Die Kranke blieb ihrem Taufgelübde treu, und jene famosen „Klageweiber“ haben sie auch nacher in Ruhe gelassen. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Triashill.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 2. Januar 1912. — Frohgemut kann ich heute mitteilen: Der erste Katechet ist da und ist heute zum erstenmale zum Unterrichte in die Kraals hinausgezogen! Sein Name ist Noah; er ist ein junger, eifriger Christ, seine brave Frau heißt Cäcilia.

Er wird demnächst eine halbe Wegstunde von hier entfernt in dem neuangelegten Christendorf „St. David“ eine Hütte bauen. Dasselbst wohnt eine Reihe waderer Christenfamilien, nämlich David, Bernard und Moisi mit ihren Familienangehörigen, lauter Musterchristen, darf ich sagen. Von unserm Dreifaltigkeitsberge aus können wir auf sie hinabschauen; sie aber hören das Glöcklein unserer Missionsstation, vereinigen ihr Gebet mit dem unsrigen und kommen fleißig zum Gottesdienst zu uns herauf.

Ich sage hier ein herzinniges „Vergelt's Gott“ dem Hochw. Herrn Pfarrer R. in B., aus dessen großmütig gewährtem regelmäßigem Zuschuß der Katechet seinen Monatsgehalt in der Höhe von 10 Mark bezieht. Der neue Katechet muß alltäglich in der Frühe beim Gottesdienst erscheinen, damit ich ihm seinen jeweiligen Dienst zuweise. Wenigstens dreimal jede Woche muß er seine Rundtouren machen; geht er noch öfter, so bekommt er eine spezielle Vergütung.

Ich habe mit ihm abgemacht, daß er nicht mehr in die Stadt zum Arbeiten geht, denn soviel verdient er mit seinem Katechetenamte doch, daß er neben der jährlichen Tage seine Kleidung und die sonstigen Bedürfnisse bestreiten kann, zumal da er nebenbei noch Zeit genug hat, um seine Felder zu bestellen. Ich lege Gewicht darauf, daß er, einen gelegentlichen kürzeren Besuch bei seinen Verwandten abgerechnet, schön zu Hause bleibt; denn ich gedenke mich eingehender mit meinem Katecheten abzugeben und sie gründlich zu unterrichten, damit sie beim Volk das nötige Vertrauen genießen und eine wirkliche Stütze des Priesters werden.

Andererseits hoffe ich aber auch von ihnen manches zu lernen in Bezug auf das Heidentum und seine Sitten und Gebräuche, wie sie hiezulande noch üblich sind, und die der Missionär notwendig kennen muß. Der gegenwärtige Katechet muß jede Woche mehrmals, sei es am Tag, sei es am Abend, zu mir kommen, um solch gegenseitigen Unterricht zu betreiben.

Daß es ihm aber auch sonst an Arbeit nicht fehlt, mag man daraus ersehen, daß jetzt auf Weihnachten 206 Personen getauft wurden, sowohl hiesige Knaben und Mädchen, wie Leute in den Kraalen ringsum und von den Außenstationen St. Barbara, St. Paul, St. Michael, St. Anton, St. Cassian und St. Bonifaz. An sieben Plätzen stehen nun Altäre und wird zeitweilig die heilige Messe gelesen. Die Zahl der Täuflinge ist auf 500 gestiegen und über 100 empfangen die heilige Kommunion, darunter sind kleine Schulkinder und Leute mit grauen Haaren. Es vergeht kein Tag, ohne daß Schwarze sich dem Tische des Herrn nahen und das Brot des Lebens empfangen. Am Sonntag kommen sie fast immer alle, am Mittwoch und Freitag die in der Nähe von Triashill Wohnenden, und die übrigen, wenn der Priester im Laufe der Woche zu ihnen kommt und

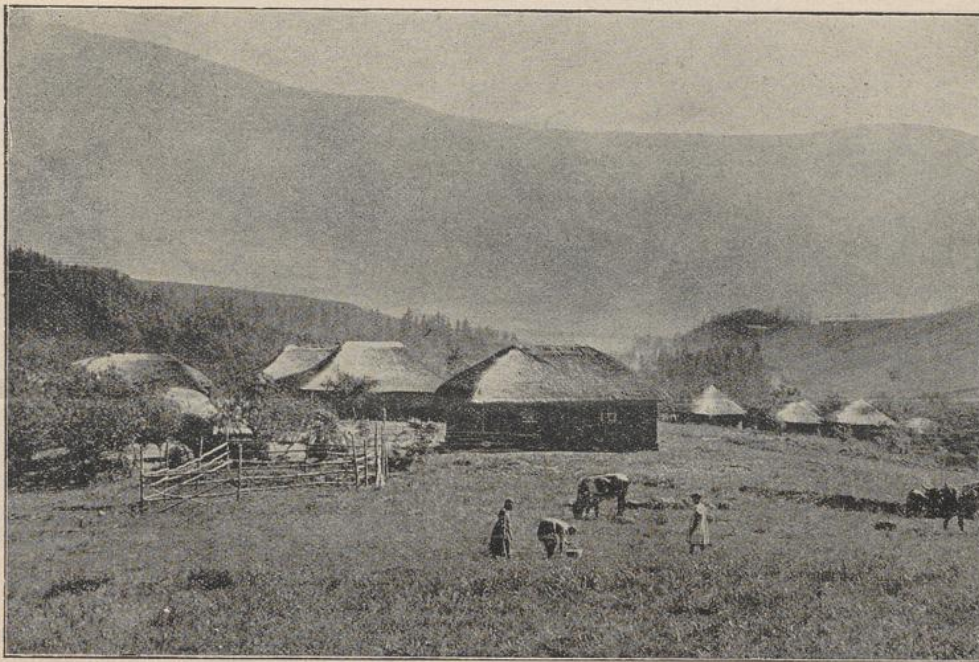
die heilige Messe bei ihnen lies. Es ist das eine hohe Freude für das Priesterherz, aber es erfordert auch eine Summe von Arbeit!

Sowohl der Priester wie die Neubekehrten und Katechumenen müssen weite Wege machen, um den nötigen Unterricht erteilen oder empfangen zu können. Der Priester macht allwöchentlich ringsum seine Besuche in den verschiedenen Schulen, und die Christen und Katechumenen ihrerseits haben fleißig zur Katechese und zum Gottesdienst zu gehen. Hier erlaube ich mir die herzliche Bitte beizufügen, doch fleißig für unser Missionswerk zu beten. Wie bei allen Unternehmungen, so gilt namentlich in der Heidenmission der Satz: Ohne Gottes Segen kein Gedeihen; alle unsere Arbeiten und Mühen und auch alle Almosen und sonstigen materiellen Unterstützungen sind umsonst, wenn nicht der Herr seinen Segen dazu gibt.

so lustig und froh, wie bei anderen Leuten, die eine Hungersnot nur vom Lesen oder vom Hörensagen kennen.

Uebrigens darf ich trotz aller Not die Katechesefrage nicht außer acht lassen. Der eine, wie gesagt, hat seine Arbeit schon begonnen, ein zweiter wird ihm bis Ostern folgen, denn ein edelmütiger Pfarrer hat mir versprochen, monatlich 10 Mark und darüber zu spenden, um einen Katecheten halten zu können. Damit ist dann zwar ein erfreulicher Anfang gemacht, aber die Sache selbst noch keineswegs erledigt, denn wir haben einen großen, weitausgedehnten Missionsbezirk mit einem förmlichen Kranze von Außenstationen.

Wie notwendig wäre z. B. eine Katechetenstelle auf der Bahnstation Rufapi, das 30 englische Meilen von Triashill entfernt ist. Der hiesige Priester muß oft dorthin, ist dann genötigt, im teuren Hotel zu über-



Ein Teil des kaffrischen Christendorfes bei Tzenkothau am Umzimkulu.

Von der allseitigen Not, die infolge der schlechten Ernte hier herrscht, habe ich schon früher gesprochen. Gestern, am Neujahrstag, mußte ich unsern Burschen die Bitte um Mais zum Mittagessen abschlagen. Ich hatte zwar, wie in der Juli-Nummer angedeutet, einen größeren Vorrat gekauft, doch der war schnell verbraucht; denn als die Leute hörten, daß man in Triashill Mais verkaufe, — wir gaben ihn zum Selbstkostenpreise an die Schwarzen ab, — da stürmten die hungrigen Leute haufenweise nach Triashill, und ich mußte wohl oder übel die Rolle des ägyptischen Joseph übernehmen, die Schakammer öffnen und austeilen, soweit eben der bescheidene Vorrat reichte. Gegenwärtig sind nur wenige Sack mehr da, und da heißt's eben sparen, bis die nächste Wagenladung von Rufapi eintrifft. So mußten unsere Burschen den ersten Tag im neuen Jahr hungrig anfangen. Sie nahmen die Kleie des bereits gemahlten Maises her und mahlten sie nochmals durch; der Bruder gab etwas vom Sack dazu, und so ging der Neujahrstag auch vorüber, wenn auch nicht

nachten, hat keinen Raum, die hl. Messe zu lesen, keinen Ministranten usw. Dem allem wäre abgeholfen, hätten wir in Rufapi einige bescheidene Räumlichkeiten, deren Besorgung ein zuverlässiger schwarzer Bursche übernehmen. Er könnte für uns den Koch und Ministranten und so weiter machen und überdies bei den dortigen Schwarzen als Katechet und Lehrer dienen.

Dann die Goldbergwerke in Penhalonga, wovon ich schon in der April-Nummer unseres Blättchens berichtete. Was könnten wir dort, wo gegen 6000 Schwarze beschäftigt sind, Großes wirken, falls wir in der Nähe eine Kirche und eine Schule usw. hätten, mit den nötigen Missionären, Brüdern und Schwestern, alle beseelt vom Geiste eines hl. Vinzenz von Paul! Doch das sind vorläufig müßige Wünsche. Aber einen schwarzen Lehrer und Katecheten könnten wir hinsetzen, damit er dort unsere Interessen verrete, und ein Priester oder ein Bruder könnte von Zeit zu Zeit dort nachsehen. Es ist das ein dringendes Bedürfnis für uns, weil unsere beiden Hauptkonkurrenten im Missionswerk, die englische

Hochkirche und die amerikanischen Methodisten, daselbst in nächster Nähe ihre Hauptlager und in Benhalonga selbst schwarze Lehrer haben. Welch' ein gutes Werk daher, für einen solchen Zweck etwas beizusteuern!

Doch es würde zu weit führen, wollte ich alles aufzählen, was es da noch zu tun gäbe, was uns aber alles Schwierigkeiten macht, und zwar nicht zuletzt wegen der leidigen Geldfrage. Da ist z. B. unsere Außenstation „St. Barbara“ mit ein paar Lehrern, die nun einen kleinen Gehalt bekommen sollen, ebenso in „St. Anton“ und „St. Michael“. Ferner ist von uns vor einiger Zeit in Scotsdale, zwei Tagereisen von hier entfernt, eine Mission begonnen worden. An zwei verschiedenen Plätzen, in „St. Benedikt“ und „St. Bernard“, geben unsere Burichen Unterricht. Weiterhin gibt es ein „St. Joseph“ und „St. Maria“, zwei im Werden begriffene Außenstationen; ein „St. Xaver“ wird von

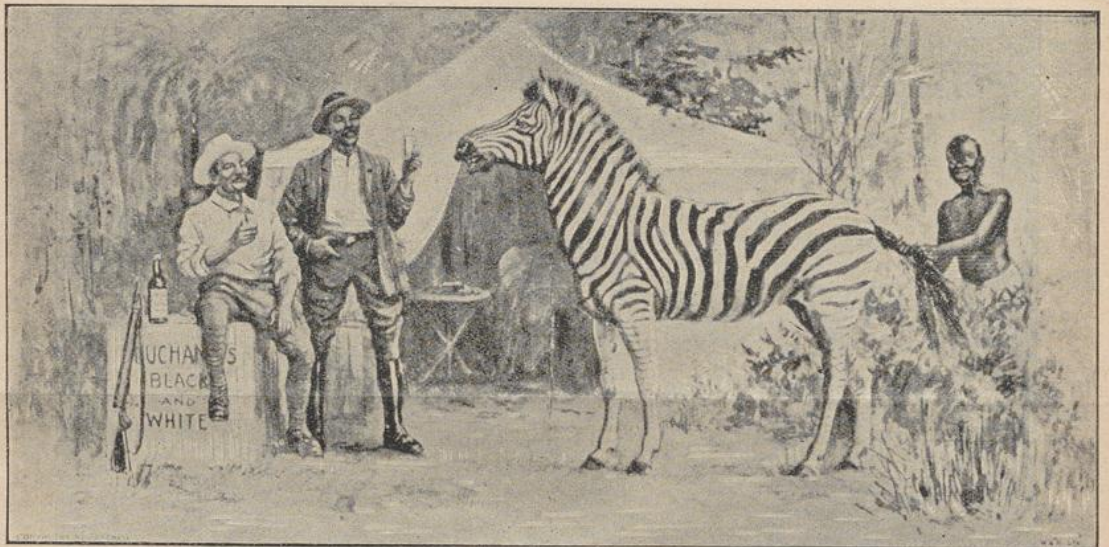
Eine Rundreise in Südafrika.

Von Dr. Maurus, R. M. M.

(Schluß.)

Als ich in Reichenau weilte, war gerade Erntezeit. Es war kurz nach Weihnachten, also im afrikanischen Hochsommer. Das Wetter war prächtig. Da ging nun ein Schaffen und Arbeiten los, wie ich es emsiger, bunter und mannigfaltiger weder in Deutschland noch in Amerika je gesehen habe.

Zunächst wurde mit der Sense rings um jedes Getreidefeld eine Bahn gemäht, damit die nachfolgende Mähmaschine ungehindert Zugang bekäme. Diese Arbeit traf mich selbst. Ich tat es gerne, obschon ich dabei schwitzte, daß ein Tropfen den andern schlug. Dann kam Bruder Winfried, der Schmied, und setzte mit der Mähmaschine ein. Er ist Meister in seinem Fach, ver-



Ein Zebra (schwarz und weiß gestreift) kommt auch in Deutsch-Südafrika vor.

„St. Antonius“ aus besucht, ein „St. Patric“ von „St. Cassian“ aus. Alle diese Plätze werden von mehreren unserer Burichen abwechselnd besorgt, zumeist umsonst oder um eine geringe Entschädigung; aber nach und nach müssen wir doch an den verschiedenen Plätzen feste Lehrer anstellen und ihnen einen geziemenden Gehalt geben, daß sie davon anständig leben können. Die in der Nähe wohnenden schwarzen Lehrer protestantischer Kirchen übertreffen die unserigen, was die Gehaltshöhe anbelangt, bei weitem. Dagegen sagen wir unseren Katecheten, daß sie eine Art Mithelfer des Priesters sind und daß sie durch ihre Unterichte ein großes, heiliges Werk verrichten. Sie verstehen dies auch und sind zufrieden. Möge ihnen der liebe Gott diesen Geist erhalten! —

Auch die übrigen schwarzen Christen halten sich gut. Es ist eine wahre Freude für ein Priesterherz, wahrzunehmen, wie die jungen Christen nach und nach auch ihre Eltern und sonstigen Verwandten zum Unterricht und zum Empfange der heiligen Taufe bewegen. Doch genug; mögen die treuen Wohltäter des armen Triaschill nicht vergessen, wie auch wir derselben in unseren Gebeten stets eingedenk sind.

steht die Arbeit und kennt seine Maschine. Da geht es flott voran, und die Maschine legt das Getreide, wenn es schön aufrecht steht, so glatt und proper nieder, daß man es mit der Hand nicht schöner fertig brächte. Falls das Getreide liegt, ist die Maschine weniger am Platz; da arbeiten dann Sense und Sichel besser.

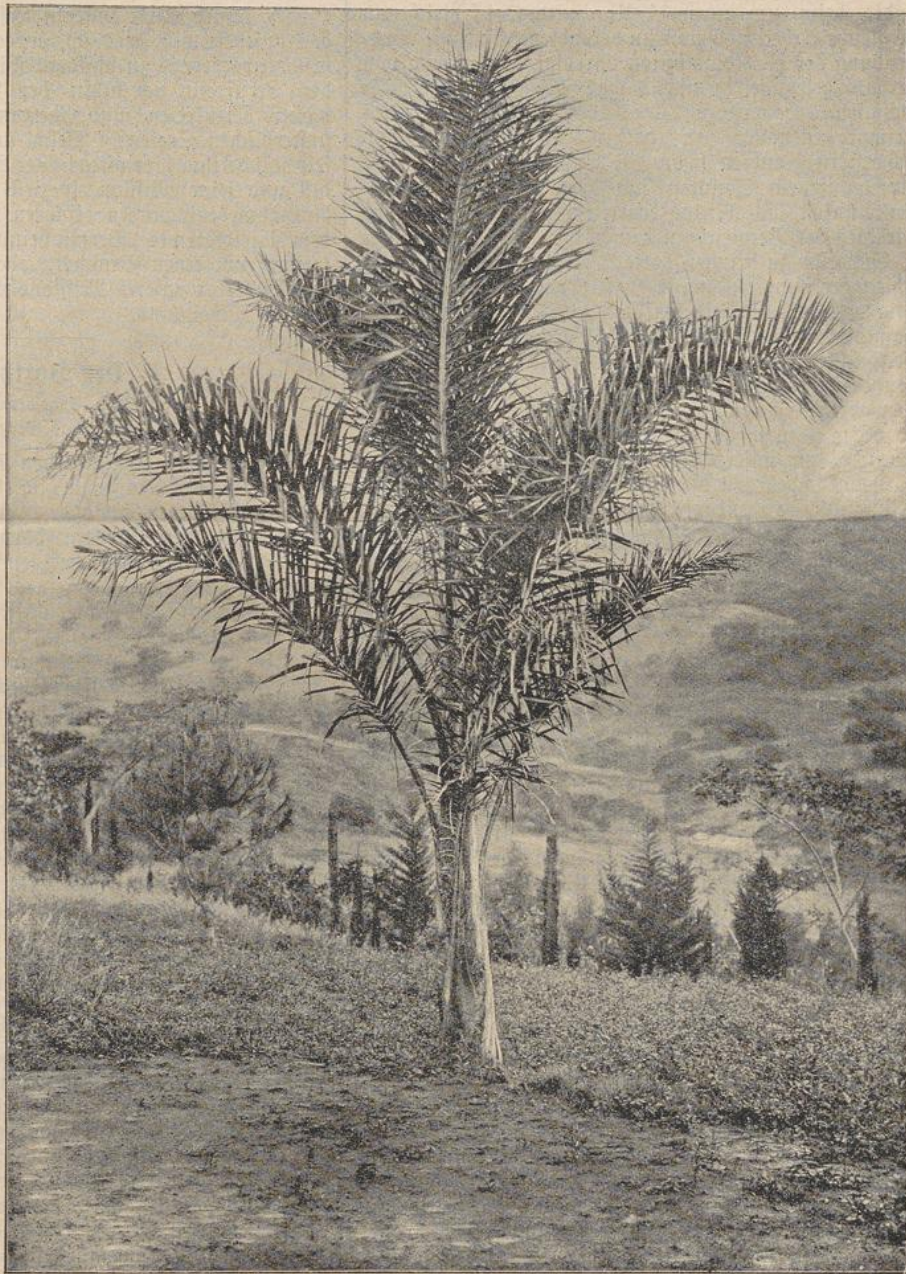
Das abgemähte Getreide wird sofort gebunden. Zu diesem Zweck pflanzen sich hinter der Maschine zwei Missionschwestern mit etwa sechzig Schulmädchen auf, die eine Hälfte rechts, die andere links. Die Garben sind verhältnismäßig klein, kaum halb so groß, wie man sie in Deutschland macht; allein es arbeitet sich so leichter. Als Bänder benützt man Stiele aus langem Gras, die von Kaffernmädchen unter der Oberaufsicht einer Schwester mit unglaublicher Geschwindigkeit hergestellt werden. Während hier gemäht und gebunden wird, laden dort Brüder, sowie schwarze Knechte und Tagelöhner die Garben auf die bereitstehenden Wagen. Zu meinem Erstaunen sah ich die Kaffern große, schwere Getreidewagen ebenso schnell und sicher laden, wie unsere Brüder. Diese Kunst hatten sie offenbar erst bei uns gelernt, denn auf den kleinen Parzellen, die der Kaffer in der Nähe seines Kraales bebaut, geht die Erntearbeit sehr primitiv vor sich. Da bedarf es keinen

schweren, hochbeladenen Wagens, um die Frucht nach Hause zu schaffen. Zudem baut er nur Amabele, eine Art Hirse, und Mais. Von beiden aber wird zur Erntezeit nur die eigentliche Frucht abgeschnitten oder abgerissen, während der übrige lange Stengel stehen bleibt.

Gedroschen wird zu Hause, und zwar gleich am selben Tag. Diese Arbeit geschieht mittels einer Dreschmaschine, die durch Wasserkraft in Gang gesetzt wird. Auch hier arbeiten Brüder und Schwarze in schönem Verein. Ich selbst half zwei Tage lang beim Einlegen der Garben, und staunte, wie ruhig und sicher, wie gewandt und unverdrossen diese schwarzen Neubekehrten vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihrer Arbeit oblagen. Nicht minder fleißig und tüchtig arbeiteten die schwarzen Mädchen auf dem Felde. Der heidnische Kaffer ist kein Freund von schwerer Arbeit, noch weniger kennt er dabei eine Ausdauer. Dieses aber waren Christen, und die Haupttriebfeder ihres Fleißes war nicht die Aussicht auf den Lohn, sondern der heilige Glaube. Nicht gering muß natürlich auch das gute Beispiel unserer Brüder und Schwestern angeschlagen werden. Auch hier heißt es: Worte bewegen, Beispiele aber ziehen.

Wenn in unsern Missionschulen auch hoher Wert auf den Unterricht in den Elementarfächern, sowie auf gediegene Ausbildung in verschiedenen Handwerken und allen Haus- und Feldarbeiten gelegt wird, so nimmt die erste Stelle doch immer die Pflege des religiösen Lebens ein. So fand ich es auch hier in Neichenau. Ich sah die Kinder in der freien Zeit oft ganz aus freien Stücken zur Kirche gehen und hier in außerbaulicher Haltung geraume Zeit vor dem Taber-

nakel knien. Auch zu den heiligen Sakramenten gingen sie häufig und mit großer Andacht. Der dortige Missionär, P. Sigtus Wittekind, tut aber auch alles, was nur immer in seinen Kräften steht, um den religiösen Sinn seiner Schutzbefohlenen zu nähren und zu pflegen. An schwerer Arbeit fehlt's da nicht. Ich will nur einen Fall erwähnen. An einem Sonntag war er allein; denn der Hochw. P. Beda, der zweite Priester, hielt gerade eine Volksmission in Maria-Ratschitz. Nun gehört aber zu Neichenau die über fünf Wegstunden davon entfernte Filiale St. Emanuel, wo unsere Neuchristen und Katechumenen allwöchentlich in beträchtlicher Zahl zum



Eine schöne Palmenart in Mariannhill.

Diese Palme, Ateca Baueri genannt, stammt aus den Norfolkinseln.

sonntäglichen Gottesdienst zusammenkommen. Somit mußte der Priester binieren, d. h. am gleichen Tage zwei heilige Messen lesen, wozu er in solchen Fällen immer die kirchliche Erlaubnis hat. P. Sixtus ritt also am Samstag Nachmittag nach St. Emanuel, hörte am nächsten Morgen Beichte, spendete die hl. Kommunion, las die hl. Messe, hielt eine Predigt, erledigte noch eine Reihe Privatangelegenheiten — denn der Schwarze bringt alle seine Anliegen vor den „Baba“, seinen geistlichen Vater, und benutzt mit Vorliebe dazu die Zeit nach dem sonntäglichen Gottesdienste — und ritt dann endlich, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand und ihre Strahlen recht heiß und glühend niederlachte, heim, um gegen 11 Uhr mittags in Reichenau die gleiche Arbeit nochmals zu verrichten: Hochamt, Auspendung der hl. Kommunion, Predigt, Schlichtung von Privatangelegenheiten usw., was bis gegen 1/2 2 Uhr nachmittags dauerte, und dies alles nüchtern, ohne das geringste genossen zu haben! Wir Brüder und Schwestern glaubten schon ein Opfer zu bringen, weil wir an jenem Sonntag mit dem Empfange der hl. Kommunion bis Mittag warten mußten, allein was war dies im Vergleich zu dem Opfer, das unser guter P. Superior zu bringen hatte? Und solche Arbeitstage zählen bei ihm keineswegs zu seltenen Ausnahmefällen, denn wer in der Heidenmission etwas ausrichten will, muß oftmals auf den denkbar schlechtesten Wegen im afrikanischen Sonnenbrande hungrig und durstig viele Stunden weit reiten und darf nie müde werden, die Schwarzen aufzusuchen, zu unterrichten, zu trösten und zu allem Guten anzuhalten. Ich erwähne das nur nebenbei, um unsern Lesern und Wohltätern zu zeigen, wie wohl angebracht die milden Gaben sind, die sie für Missionszwecke spenden.

Inzwischen hatte für mich abermals die Stunde zum Abschied geschlagen, denn Freitag, den 13. Januar 1911, sollte ich wieder zurück ins liebe Mutterhaus Mariannhill. Unter herzlichem Dank nahm ich Abschied von den guten Brüdern, die ich so lieb gewonnen, und ritt in früher Stunde wieder gegen Kevelaer zu. Bruder Jintan, der Hauschaffner in Reichenau, hatte mir in brüderlicher Liebe noch etwas Proviant ins Ränzchen gesteckt; und somit war ich wohl versorgt. Mit dem Reiten ging es diesmal gleichfalls gut, denn ich war allein und konnte mir die nötige Zeit gönnen. So kam ich zwischen 9 und 10 Uhr vormittags gesund und wohlbehalten in Kevelaer an. Hier machte ich ein Stündchen Rast und eilte dann zu Fuß nach der Bahnstation Donnybrook, die noch eine halbe Stunde davon entfernt ist. Es hieß, ich müßte schnell machen, denn der Zug, der einzige, der überhaupt auf jener Strecke geht, komme schon um 10,45 Uhr an. Ich lief daher mit meinem Paket unterm Arm, was nur das Zeug hielt. Schweißtriefend kam ich an, hatte aber dafür den Trost, noch ein Viertelstündchen auf den Zug warten zu müssen. Nun, lieber kam ich 15 Minuten zu früh, als eine halbe Minute zu spät.

Die Bahn führt über Pietermaritzburg. Es war eine hochinteressante Fahrt. Bis Deepdale ging es immer bergab zur Umkemaas-Brücke, um kurz darauf in beständigen Schlangenwindungen steil bergauf zu steigen bis Glandskop, von wo es wieder abwärts geht bis gegen Maritzburg zu. Wir kamen an schönen Weideplätzen und wohlgepflegten Gärten und Feldern vorbei, sahen Edentale mit dem imposanten Zwartkop im Hintergrunde, passierten Sutherlands und „St. Augustin“, eine unserer jüngsten Missionsstationen, und

kamen endlich gegen 5 Uhr abends nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal. Ich fand mich überall schnell zurecht, denn ich bin in meinem Leben schon viel gereist; dazu sind die Engländer überaus nobel und entgegenkommend und geben rasch den nötigen Aufschluß. Aufpassen muß man wohl, denn da wird weder ein Zug noch eine Station ausgerufen; es ist, als verstände sich das alles von selbst.

Es kam die letzte Tour: von Pietermaritzburg nach Pinetown, die ich mit der Bahn in 3 1/2 Stunden zurücklegte. Am Bahnhof wartete schon Bruder Majol mit einem Gefährt, und um 1/2 11 Uhr abends war ich wieder in Mariannhill.

Ist keiner unter unseren Lesern, der persönlich all das ansehen will, was ich, ein armer, schlichter Laienbruder, vergebens zu schildern mich bemühte, keiner, der den Beruf in sich fühlt, den Mariannhiller Missionären beizutreten und mitzuwirken am Heile der unsterblichen Seelen? Welch' großes, schönes Arbeitsfeld stünde ihm hier offen! Wer Näheres über Mariannhill und seine Mission, speziell auch über die näheren Aufnahmebedingungen erfahren will, bitte bei der auf dem Titelblatt des „Vergißmeinnicht“ angegebenen Vertretung um einen Prospekt, oder wende sich direkt an den Superior unseres Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland.

Der Barthel.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Siehe Bild Seite 181.)

Ezenstochau. — Unter den 74 Schülern und Schülerinnen unserer Dorfschule gibt es viele recht geweckte und talentierte Kinder, ich habe aber auch ein geistig ganz zurückgebliebenes Bublein darunter. Der Junge ist schon zehn Jahre alt, aber sein Verstand ist kaum so weit entwickelt, als der eines normalen fünfjährigen Knaben. Er ist der Sohn christlicher Eltern und heißt Bartholomäus.

Als der dicke Barthel zum erstenmal mit einem Stück zerbrochener Schultafel unterm Arm, und angetan mit einem langen, ärmellosen Hemd aus grobem Sackstoff in die Schule kam, lachten die übrigen Kinder laut auf und meinten, ich werde diesem in ihren Augen ganz unbrauchbaren Schüler sofort die Türe weisen. Der Barthel selbst aber sah mich mit seinen großen, freundlichen Augen ganz vertrauensfelig an und schien an seiner Brauchbarkeit fürs gestrenge Schulschach nicht im mindesten zu zweifeln. Als ich ihn aber vollends gleich in die erste Bank mitten unter die tapfersten A-B-C-Schützen setzte, erkannte er, welch' ein Ehrenplatz ihm geworden, blickte triumphierend im Schulkloster umher und zeigte lachend zwei Reihen der schönsten, weißen Zähne.

„Willst du recht fleißig sein und gern lernen?“ fragte ich den Knaben. „Ja“, gab er mir zur Antwort, „aber die anderen Kinder lachen über mich und sagen, ich könne nicht lernen.“ Bei diesen Worten schimmerten seine großen Augen in feuchtem Glanze.

„O glaube das ja nicht“, warf ich rasch entgegen. „Du wirst schon auch etwas lernen, und ich werde dich manchmal eigens, ganz allein, unterrichten, noch viel besser als die übrigen Schüler. In Zukunft soll auch keines mehr wagen, dich auszulachen; denn ich würde das empfindlich strafen.“ — Das wirkte; mancher vorlaute Knabe und manches altfluge Mädchen senkte beschämt das Köpfchen und wagte kaum mehr, mich anzusehen.

„Wie heißt du denn eigentlich?“ fragte ich weiter, obgleich ich den Kleinen seit vielen Jahren recht gut kannte. Er erwiderte traurig: „Die Kinder nennen mich „Nfilima“ (Schwachkopf).“

„Auch dies muß in Zukunft aufhören“, entgegnete ich ernst. „Ich weiß, du bist auf den schönen Namen „Bartholomäus“ getauft, und so soll man dich auch nennen. Höchstens kann man, weil der Name gar so lang ist, dafür auch kurzweg „Barthel“ sagen. Kinder, habt ihr's gehört? Euer neuer Mitschüler, der Barthel, will hier fleißig lernen und niemand darf ihn mehr verspotten. Er ist ein Kind Gottes und daher in den Augen Gottes so viel wert, wie ihr. Ja, vielleicht hat ihn der liebe Gott noch viel lieber; denn er hat noch nicht so viele Sünden begangen, wie manche von euch, weil er es nicht so verstanden hat, wenn er einmal etwas Unrechtes tat.“

Nun begann der Unterricht. Barthel tat wacker mit; laut und kräftig nannte er mit den übrigen die fünf Vokale: a = e = i = o = u und wenn er auch manchmal danebenschlug, so fand er mitten hinein auch wieder das Richtige, just wie ein blindes Täubchen auch zuweilen ein Körnlein findet. Weniger glücklich war er mit seinen ersten Schreibversuchen. Man wußte wirklich nicht, was es Griechisch oder Chinesisch, was er da auf die Schiefertafel kriegelte. Er selbst jedoch war mit seinen Leistungen hoch zufrieden und trabte nach Schluß des Unterrichtes stolz nach Hause.

In der freien Zeit kamen auch ein paar größere Mädchen herbeigeschlichen und wollten sich wegen ihres bisherigen Benehmens gegen den armen Barthel rechtfertigen. Als echte Evastöchter suchten sie die ganze Schuld auf den Knaben zu wälzen. Er sei boshaft und zornmütig, sagten sie, und werfe mit Steinen. Sogar, wenn sie ihre kleinen Geschwister auf dem Rücken getragen, habe er schon nach ihnen geworfen. Doch mit solchen Reden fanden sie bei mir kein geneigtes Ohr. Ich wies sie kurz mit dem Bemerkung zurück: „Seid ihr gegen den armen Knaben freundlich und gut, und er wird euch kein Leid antun. Wenn er bisher manchmal nach euch geworfen hat, so tat er es sicherlich nur deshalb, weil ihr ihm zuvor den häßlichen Schimpfnamen „Nfilima“ gegeben habt.“

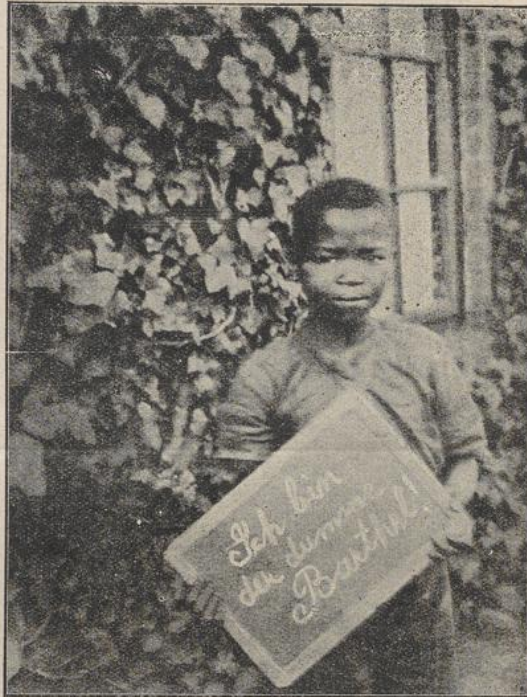
Später fand ich in der Tat heraus, daß der schwachsinnige Knabe keineswegs ein böses Naturell besitze, wie man ihm vielfach nachsagte, er ist im Gegenteil herzensgut. Mich selbst liebt er wohl mehr, als seine eigene Mutter; denn selbst die eigenen Eltern hatten ihn vernachlässigt und als einen „Schwachkopf“ den übrigen Kindern zurückgesetzt. Eine ganz besondere Liebe hegt er zu seinem vierjährigen Schwesterchen Ignatia und wacht mit großer Sorgfalt über sie. Etwas schwerer tut er sich mit seinem erst einige Monate alten Brüderchen „Eduard“, bei dem er die Stelle einer „Kindsmagd“ versehen muß. Viele Stunden trägt er den Kleinen auf dem Rücken, und wenn sich der kleine Schreibhals trotzdem nicht beschwichtigen lassen will, dann nimmt ihn wohl der Barthel von seinem Thronitz herunter, legt ihn neben sich ins Gras und heult nach Kräften mit.

Barthel ist jetzt seit 1½ Jahren in der Schule. Gelernt hat er zwar noch nicht sonderlich viel, obgleich sich sein Verstand mehr und mehr zu entwickeln scheint. Die Hauptsache ist, er bemüht sich, fromm und brav zu sein und betet recht gern. Beim gemeinsamen Gebet hört man seine glockenhelle Stimme aus allen heraus. Nicht geringe Mühe hatte er, bis er das heilige Kreuzzeichen

machen konnte. Ich sah ihn oft an allen Enden und Ecken stehen und im geheimen das Kreuzzeichen probieren; jetzt aber hat er's prächtig los!

Den alten Sack, mit dem er anfangs in die Schule kam und der ihm ein gar so komisches Aussehen gab, habe ich ihm auch bald ausgezogen und ihm dafür ein Hemd und ein ordentliches Höschen geschenkt. Barthel fühlte sich überglücklich darob und gestand mir, daheim habe man gesagt, er sei gar keine Hoje wert; ein Sack sei gut genug für ihn, denn er verschleiß doch gleich alles.

Die Richtigkeit dieser elterlichen Behauptung habe ich freilich auch bald herausgefunden, und ich habe mich dann nicht mehr so gewundert, weshalb ihn seine armen Eltern, die vier Kinder zu erziehen haben, einfach in einen Sack steckten. Ja, der Barthel braucht viele Kleider; ich weiß



oft wirklich nicht, wie er es anstellt, jedes Höschen so schnell „durchzuarbeiten“, und doch möchte ich den armen Knaben nicht in so lächerlichem Aufzug in der Schule haben. Vielleicht kommen gelegentlich von Europa oder Amerika her wieder Stoffreste für ein Höschen zugeflogen. Aber der Barthel würde eine Freude haben! Ich wollte es ihm dann schon begreiflich machen, ein solch seltenes und kostbares Geschenk, das eigens für ihn aus so weiter Ferne gekommen, mit gebührender Achtsamkeit und Schonung zu behandeln!

(Fortsetzung folgt)

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Wiegner, R. M. M.

Emaus, 23. Mai 1910. — Letzten Samstag hatten wir hier eine Taufe und die Feier der ersten heiligen Kommunion. Unter den Täuflingen befand sich auch der alte Tuluempi, der sicherlich schon seine 75 Jahre zählt. Der gute Mann hat lange warten müssen, bis er endlich zur heiligen Taufe zugelassen werden konnte. Er hatte nämlich zwei Weiber, die er nicht entlassen wollte.

Die eine davon war protestantisch getauft, die andere schwer krank und auf einer Seite ganz gelähmt.

Ich kann nicht sagen, wie oft er mich bat, letztere zu taufen; denn er fürchtete immer, sie möchte eines Tages plötzlich als Heidin hinwegsterben. Wohl ein duzend-

und ließ nie ein Wörtchen darüber fallen, daß ihm die Frau, die schon seit Jahr und Tag zu keiner Arbeit mehr fähig war, zur Last sei. Einmal hatte sie einen besonders schweren Anfall; da erteilte ich ihr die heilige Taufe und schenkte ihr, die sich bloß in eine alte Wolldecke



Im alten Biskra.

mal ging ich auch in den betreffenden Kraal; ich fand die Kranke immer auf demselben Plätzchen liegend, elend, lahm und abgezehrt, allein solange keine unmittelbare Todesgefahr vorhanden war, konnte ich mich nicht entschließen, das zweite Weib eines Katechumenen zu taufen. Tulwempi selbst sorgte für sie, so gut er konnte

eingewickelt hatte, ein Hemd, das uns von Wohltätern geschickt worden war. Es war das erste und zugleich das letzte, das sie in ihrem Leben getragen, denn kurz darauf erlöste sie der Tod von ihrem armseligen Leben.

Damit war Tulwempi, der schon seit langer Zeit den sonntäglichen Gottesdienst und christlichen Unter-

richt mit großer Pünktlichkeit besucht hatte, frei geworden; seiner Laufe stand fortan kein Hindernis mehr entgegen. Auch sein protestantisches Weib wollte katholisch werden, und wurde bedingungsweise getauft. Die beiden ehrwürdigen Alten erhielten dabei die schönen Namen „S o a c h i m u n d A n n a.“

Der dritte Tausling war ein junger Mann, der schon seit zehn Jahren auf einer unserer Missionsstationen arbeitet. Er ist sehr still und bescheiden, dabei ungemein arbeitssam und fleißig. Unser Bruder Schaffner ist mit ihm ganz außerordentlich zufrieden, verwendet ihn bald zu dieser Arbeit und bald zu jener, weil er für alles ein seltenes Geschick zeigt. Das Schönste an unserm M a t h i a s aber ist seine wahre, ungekünstelte Frömmigkeit. Kürzlich sagte einer, er habe an ihm während des ganzen Jahres noch keinen Fehler entdeckt, der eine läßliche Sünde genannt werden könnte.

Zwei andere Arbeiter gingen am genannten Tag das erstemal zur heiligen Kommunion. Der eine von ihnen heißt Anton. Ich hatte ihn früher, als er schwerkrank darniederlag, getauft. Wieder genesen, arbeitete er bei uns gegen entsprechenden Lohn. Gestern händigt er getreulich seiner armen Mutter ein, die eine Witwe ist. Der zweite Erstkommunikant heißt Florian. Auch ihm, der ebenfalls bei uns schon lange in Arbeit steht, kann ich ohne Bedenken hohes Lob spenden. Denn er geht nicht nur jeden Sonn- und Feiertag zur Kirche, sondern auch an jedem Werktag. Tag für Tag kommt er in aller Frühe daher und wohnt, während sich andere noch dem Schlafe überlassen, jeder heiligen Messe bei, die hier in Emaus gelesen wird. Oft sind es deren zwei bis drei und darüber. Eine solche Hochschätzung des heiligen Messopfers seitens eines schwarzen Arbeiters will schon etwas heißen.

Emaus, 29. Mai 1910. — Heute taufte ich ein altes Männchen, das ebenfalls schon lange auf die heilige Taufe gewartet hatte. Er heißt Kofemann, kommt seit Jahren mit bewundernswerter Pünktlichkeit zum christlichen Unterricht, kann aber nichts mehr behalten. Kaum das Vater unser und apostolische Glaubensbekenntnis will in dem alten Kopf haften. Sonst ist er die Gutmütigkeit selbst, und da muß man bei seinen hohen Jahren schon Milde und Nachsicht walten lassen. Gedächtnisschwäche ist ja keine Sünde, und noch längeres Zuwarten hätte hier auch keinen Zweck. Ich taufte daher den guten Alten, der schon bei so vielen gemeinsamen Tauffeierlichkeiten übergangen worden war, auf den Namen „Philipp“. Zugleich schenkte ich ihm ein schönes, neues Hemd, sicherlich das erste, das er in seinem Leben getragen hat.

Seine Freude war groß; er fühlte sich wie neugeboren. Am darauffolgenden Sonntag kam er mit seinem schneeweißen Hemd in die Kirche. Den alten

zerrissenen Rock, den er seit Jahren getragen, hatte er verächtlich zu Hause gelassen. Den hatte er als S e i d e getragen, da er noch Kofemann hieß; jetzt aber war aus ihm ein christlicher P h i l i p p geworden, und dazu paßte nur das neue weiße Hemd. Er trug es frei und offen über seiner alten Hose und schien die Winterkälte, die gerade herrschte, gar nicht zu achten.

Eine besondere Freude kann man dem alten Philipp auch machen, wenn man ihm etwas Tabak schenkt. Eine Prise Tabak ist ihm, wie den meisten Kaffern, ein Hochgenuß. Leider versteht er ihn nicht zu pflanzen, zum Kaufen aber hat er kein Geld, und somit ist er stets auf die Güte und Mildtätigkeit eines freundlichen Nachbarn angewiesen. Ich selber schnupfe nicht, habe aber solch' alten Leuten doch schon manche Prise Tabak vermittelt.



Papst Pius X. auf einem Spaziergang im Garten des Vatikans.

Bienenzucht in Reichenau.

Von Dr. Joseph Wegel, R. M. M.

Gibt es denn im afrikanischen Reichenau auch Bienen? Gewiß, und zwar ganz muntere Völker, die sich sehen lassen können, sowohl mit den Millionen Einwohnerzahl, wie den vollen Honigtöpfen. Lebt doch unter uns ein alter, ums Wohl der Station hochverdienter Bruder, der seit Jahr und Tag größtenteils von Honig lebt. Nebenbei treiben wir dahier auch etwas Milchwirtschaft, und so uns nicht etwa die leidige Beckenpest einen Strich durch die Rechnung macht, könnte schließlich unser schönes Reichenau noch zum Lande werden, „das von Milch und Honig fließt.“

Uebrigens hat die Reichenauer Bienenzucht ihre höchst interessante Geschichte, die schon einer speziellen Erwähnung wert ist. Die Sache verhält sich nämlich so: Vor etwa 15 Jahren — es war, glaube ich, im Jahre 1897 — hatte jemand einen alten Kessel, so wie ihn die Kaffern zum Pallisch-Kochen und Utschwalabrauen zu benützen pflegen, in unsern Garten geworfen. Der Kessel lag umgestülpt auf dem Boden, und statt des dritten Beines, das abgebrochen war, ragte ein Loch in die freie Luft. Diesen günstigen Umstand nun

erspähte ein heimatlos umherstreichendes Bienenvölkchen, kroch in die Oeffnung und ließ sich in dem stillen Heim, daß einem kleinen Kaffernkraal auf ein Haar glück, häuslich nieder.

Bruder Altpius aber, der Reichenauer Schmied, betrachtete von seiner Werkstätte aus mit wachsendem Interesse das interessante Schauspiel und fand bald einige Honigwaben in dem seltsamen Topf. Das zündete; fortan war er Feuer und Flamme für seine braven, fleißigen Jöglinge! Er schleppte eine alte Holzkiste herbei, stülpte sie über den massiven Bienenkorb, und die zweite Etage des neuen Bienenheimes war fertig. Bald dehnte der eifrige Bienenvater seine Sorge auf alle umherirrenden süßen Waisenkinder aus und holte sich eigenhändig aus allen Richtungen der Windrose seine lieben Völker herbei.

Schlug zuweilen auch ein Anschlag fehl, so tat das der Liebe und dem rastlosen Tatendrang unseres braven

ganzen Bienenstand zwar nicht auf seinen Rücken, wohl aber auf den Steinwagen und setzte ihn genau an derselben Stelle nieder, wo in illo tempore der originelle Honigtopf gestanden hatte.

Nun ging es an die innere Ausstaffierung des improvisierten Bienenpalastes, wobei dem Zmker der alte Bruder Joachim mit Rat und Tat zur Seite stand.

Eine Scheidewand trennte den Raum in zwei Hälften. Die größere, ringsum von Holzplanen geschützt, bildete das Laboratorium der Honigfabrikanten. Die kleinere war nach Sonnenaufgang offen und für die Fluglöcher bestimmt. Diesen schattigen Vorplatz umfriedigte eine hohe Flechtwand von Korbweiden, damit die unaufhörlich aus- und einziehende geflügelte Arbeiterschär an stürmischen Tagen vor Beginn ihres wichtigen Geschäftes in und außerhalb der Zellen ein stilles Ruheplätzchen habe. Im Inneren baute man nach und nach zwei Reihen regelrechter Bienenstöcke auf nach dem bekannten praktisch einfachen System des großen Bienenfreundes v. Warleppsch. Neben gewöhnlichen Kistenbrettern verwandte man zu den Bienenkästen mit Vorliebe das geruchlose und harzfreie Gelbholz, welches zu diesem Zwecke brauchbarer ist, als europäische oder Nadelhölzer. Wegen der hiesigen Winterkälte mußten die Brut- und Honigräume etwas massiver hergestellt werden als in Mariannhill und anderen wärmeren Stationen.

Seit 1902 gab es also in Reichenau zwei übereinanderstehende Reihen Bienenstöcke; das macht zusammen eine ganz ansehnliche Honigfabrik, und eine Etage nach der andern füllte sich langsam im Laufe der nächsten Sommer mit fleißigen Arbeiterinnen, Waben, Zellen und Honig. Gegenwärtig sind 9 Völker, darunter 6 sehr starke und lebenslustige, an der Arbeit. Sämtliche Völker haben eine kräftige, noch kein Jahr alte Königin. Außerdem sind zwei starke Weisel- oder Königinnenzuchten eingerichtet. Und alle diese geflügelten Völker summen und wohnen weit friedlicher unter einem Dach, als die zivilisierten Nationen Europas in ihren großen Stätten.

An das ehemals mobile Bienenhaus ist längst eine kleine Extra-Werkstatt als Arbeitswinkel für den Zmker angebaut. Freilich ist es nur ein kleiner Notraum von wenigen Quadratfuß, aber mit den ephemerumrankten Wänden und den vielen geschäftigen Bienen mitten im blühenden Obstbaumgarten hat diese primitive Honigfabrik ihren eigenen idyllischen Reiz.

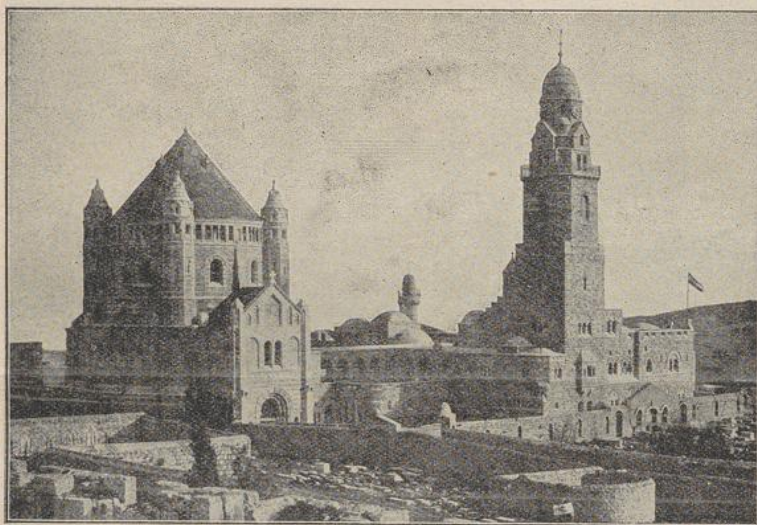
(Schluß folgt.)

Dem Gelöbniße treu.

6. Kapitel.

P. Ignatius.

Im nächsten Augenblick kommt aus dem Gebüsch heraus ein schöner, langhaariger Hund und wirft sich, vor Freude bellend, zu unseren Füßen nieder. Ihm folgt, mit einem langen Stabe in der Hand, ein ehrwürdiger, hochbetagter Missionär. „Gott sei Dank!“



Die Kirche „Maria Heimgang“ in Jerusalem.

Schlöthel Berlin 68.

Zmkers keinerlei Eintrag. Auch der Schreiber dieser Zeilen schloß sich am St. Bernadusfeste 1899, mit Leiter und Fangkiste bewaffnet, dem Bienenvater auf einem Feldzuge an. Br. Altpius hatte nämlich gehört, es befände sich irgendwo auf dem eine starke Wegstunde von Reichenau entfernten Mahaquaberge in einem hohlen Baumstamm ein Bienenschwarm. Den mußte er natürlich haben. Nicht ohne Strapazen, doch stark in der Hoffnung, erreichten wir die Fangstelle. Wir fanden zwar den Baum, doch keine Honigbienen; Leiter und Kiste erwiesen sich also als reine Luxusartikel. Vielleicht war es eine gerechte Strafe des Himmels, daß wir uns am Feste des „honigsüßenden Lehrers“ hatten von einem Gelüsten nach irdischem Waldhonig anwandeln lassen.

Trotz mancher Mißerfolge brachte es der Reichenauer Zmker schon im Jahre 1900 zu einem regelrechten Bienenhause. Es bestand aus einheimischen Sneeewoodpfosten, Gelbholzschwarten und alten Wagenteilen, und war mit solidem Strohdach überwölbt. Der Bau wurde im Pfirsichgarten, der Frühlingsweide der Bienen, aufgestellt, etwa dreihundert Schritte von der Schmiede entfernt. Weil aber der Weg dorthin dem vielbeschäftigten Bruder auf die Dauer zu weit war, so lud er den

rief er bei unserem Anblide aus, „daß ich euch doch noch gefunden. Ich suchte euch geraume Zeit, denn mein treuer Hund hatte euch schon lange gewittert. Guter Gott, wie jung ihr seid! O meine armen Kinder, was müßt ihr bei diesem Unwetter gelitten haben! Hier habe ich ein Bärenfell mitgebracht; es ist für die junge Frau. Auch habe ich in meiner Kürbisflasche etwas stärkenden Wein. Gelobt sei der Herr, denn seine Barmherzigkeit gehet über all seine Werke und währet in Ewigkeit!“

Meiha lag zu den Füßen des Missionärs. „Mein Vater,“ sagte sie, „ich bin eine Christin, und der Himmel hat dich gesandt, mich zu retten!“

„Meine Tochter,“ entgegnete liebevoll der Greis, indem er Meiha aufzustehen gebot, „wir läuten einem uralten Gebrauche gemäß die Missionsglocke des Nachts und während eines Gewittersturms, denn so tun seit Jahrhunderten unsere Brüder auf den Alpen und am Libanon; auch haben wir unsere Hunde abgerichtet, verirrete Wanderer aufzusuchen.“

Ich aber, der Heide, stand offenen Mundes da und starrete den Missionär an. Solche Nächstenliebe war mir fremd und überstieg weit meine Begriffe. Der Greis aber, von dem ich kein Auge abwenden konnte, war stark und hochgewachsen, sein langer Bart war schneeweiß, Hände und Füße waren ihm stellenweise von den spitzen Dornen wund gerissen, und auch sein langes, schlichtes Kleid hatte mehrere Risse.

„Guter Greis,“ rief ich endlich aus, „welch starkes Herz schlägt doch in deiner Brust! Hast du dich bei solchem Unwetter nicht gefürchtet?“

„Gefürchtet?“ fragte der gute Vater mit Wärme, „ich sollte mich fürchten, wenn Menschen in Gefahr sind und ich ihnen nützen kann? — Da wäre ich fürwahr ein sehr unwürdiger Diener unseres Herrn und Meisters Jesus Christus.“

„Aber bedenke, ich bin kein Christ.“

„Junger Mensch,“ entgegnete der Missionär,

habe ich etwa nach deiner Religion gefragt? Christus hat nicht gesagt: „Mein Blut wird diesen waschen, jenen aber nicht. Er starb für alle, und sah in allen Menschen seine Brüder. Was ich heute für euch tue, ist ganz unbedeutend und kaum der Erwähnung wert. Was sind wir Priester anders, als unwürdige Werkzeuge des himmlischen Meisters? Und welcher Soldat wäre feige genug, die Fahne zu verlassen, wenn der oberste Kriegsherr, das Kreuz in der Hand und die Stirne mit einem Dornendiadem gekrönt, vor ihm hergeht, den Menschen Hilfe zu bringen?“

Diese Worte ergriffen mein Herz, Tränen der



Maria mit dem Jesukind von Janssen.

Rührung und höchsten Bewunderung füllten meine Augen. Der ehrwürdige Greis aber fuhr fort:

„Meine lieben Kinder, ich leite hier in diesen Wäldern eine kleine Herde eurer Brüder. Meine Hütte ist droben im Gebirge, nicht gar weit von hier. Kommt und wärmet euch bei mir! Ihr werdet zwar dort nicht allzu viele Bequemlichkeiten finden, doch ist es ein gastlich' Heim und gewährt euch ein schützend' Obdach. Wir müssen auch dafür der göttlichen Vorsehung danken, denn es gibt viele Menschen, die das nicht haben.“ —

Wie ein Blumengarten süßen Wohlgeruch ausströmte und mit seinem Dufte den stillen Wandersmann erfreut, so, mein Sohn, verbreiten die Gerechten himmlischen Frieden in ihrer ganzen Umgebung. Da stand er vor mir, der heiligmäßige Mann, der nichts Höheres kannte, als in Demut und aufopfernder Nächstenliebe seinem göttlichen Meister nachzufolgen, und ich fühlte, wie bei seinen Worten der Sturm sich legte in meinem Herzen und Ruhe zurückkehrte in meine Seele.

Das Ungewitter am Himmel hatte sich inzwischen verzogen und erlaubte uns, den Wald zu verlassen. Wir traten hinaus und folgten dem P. Missionär, der seinen Weg ins Gebirge nahm. Der Hund lief freudig voraus, bellte und schien sich zu freuen, daß er zwei verirrte Wanderer gefunden. Der edle Greis aber sprach auf dem Wege noch manch' belehrendes Wort und blickte zeitweilig zu uns zurück. Auf seiner Brust trug er das Zeichen des Heiles, ein Kreuz; sein Angesicht war blaß und eingefallen, und die tiefen Furchen auf seiner Stirn bekundeten, daß auch er schon viel Hartes und Bitteres hatte verkostet müssen. Wenn er mit seinen klaren, friedlichen Augen uns ansah, flößte er uns tiefe Ehrfurcht und kindliche Liebe zugleich ein. Heute noch sehe ich ihn im Geiste mit einem Stabe in der Hand und das Kreuz vor der Brust durch die Wildnis dahinziehen, ein lebendiges Bild des christlichen Wanderers auf Erden.

Nach etwa halbstündigem, ziemlich anstrengendem Marsche über das Gebirge kamen wir vor der Grotte des Eremiten an und traten in die kleine, etwas dunkle Wohnung ein. Während der gute Greis sich bemühte, ein Feuerchen anzuzünden, sah ich mich in der Behausung etwas um. Sie enthielt nichts als eine Matte von Melonenblättern, eine Kürbisflasche, um Wasser zu holen, einige hölzerne Gefäße und einen Spaten. An der Fensteröffnung hing in einem hölzernen Käfig ein munteres Vögelchen, und auf einem quadratförmigen Steine, der als Tisch diente, lag die hl. Schrift, das große Buch der Christen.

Als das Feuerchen lustig brannte, zerrieb er zwischen zwei Steinen Maiskörner, machte einen Brei daraus und überreichte uns das goldgelbe Gericht in einem Thongefäße. Hungrig, wie wir waren, griffen wir hastig zu. Nachdem wir uns gestärkt hatten, folgten wir dem Missionar vor die Grotte und ließen uns am Eingange nieder. Ein herrliches Panorama bot sich unserm staunenden Auge dar. Der Himmel war wieder heiter; nur im fernen Osten bemerkten wir noch einen Rest des Gewitters, und zuckte zeitweilig aus dunklem Gewölk noch ein greller Blitzstrahl auf. Es brannte ein Stück Wald zu unseren Füßen, aber der Sturm schwieg. Einige Fichtenstämme lagen am Fuße des Berges niedergedrissen und der schäumende Fluß rollte seine schmutzigen Wasser in wildem Laufe dem Ohio zu.

Nun begann Metha dem Diener Gottes unsere Geschichte zu erzählen. Unsere Leiden rührten ihn tief, und mehr als einmal rollte eine große Träne in seinen schneeigen Bart.

„Mein Kind,“ sprach er zu Metha, als sie geendigt, „opfere deine Leiden dem lieben Heiland am Kreuze auf! Er hat dich bis jetzt wunderbar gestärkt, und wird dir in Bälde die volle Ruhe wiedergeben. Seht, wie die Wälder rauchen, wie die Wasser zum Strombette eilen, und die Wolken sich zerteilen! Glaubt mir, der Herr, der einem solchen Unwetter gebietet, vermag auch einem bedrängten Menschenherzen rasch den Frieden zu geben.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort. „Wenn ihr keinen anderen Zufluchtsort habt, meine lieben Kinder, so biete ich euch einen Platz in meiner Missionsgemeinde an. Ich will Madonda, falls er es verlangt, im Christentume unterrichten, will ihn taufen und dir, Metha, zum Gatten geben, so er deiner würdig ist.“

Bei diesen Worten fiel ich dem Vater Missionär zu Füßen und vergoß Tränen der Freude; Metha aber wurde bleich wie der Tod. Der Greis hob mich mit Milde auf und erst jetzt bemerkte ich, daß seine Hände verstümmelt waren. Metha erkannte mit mir sofort die Ursache und rief unwillkürlich aus: „O diese Unmenschen!“

„Meine Tochter,“ erwiderte der Greis mit stillem Lächeln, „Was ist das im Vergleich zu dem, was unser göttlicher Meister für uns alle erduldet hat? Gewiß, die heidnischen Indianer hatten mich einmal an den Marterpfahl gebunden, allein ich liebe sie dennoch. Es sind arme Blinde, die Gott eines Tages erleuchten wird. Ich kehrte damals in mein Vaterland zurück, ein großer Fürst beehrte mich mit seiner Huld, und dennoch ließ es meinem Herzen keine Ruhe, ich mußte wieder zu den armen Wilden in die Riesenwälder Nordamerikas zurück. Der heilige Vater in Rom gab mir die Erlaubnis, auch mit diesen verstümmelten Händen das heilige Messopfer zu feiern, und so verbringe ich den Rest meiner Tage im Dienste Gottes. Ungefähr dreißig Jahre sind es jetzt, daß ich in dieser Einöde wohne, und morgen werden es gerade zwanzig Jahre, daß ich diese Grotte in Besitz genommen.“

Als ich hieher kam, fand ich nur umherschweifende Indianerfamilien, deren Leben elend und deren Sitten verwildert waren. Ich verkündete ihnen die frohe Botschaft des Heiles, und ihre Sitten besserten sich von Jahr zu Jahr. Jetzt leben sie vereint am Fuße dieses Gebirges und lieben mich als ihren geistlichen Vater. Ich habe auch nicht versäumt, sie mit den Künsten dieses Lebens vertraut zu machen, soweit sie derselben bedürfen. Unter Tags weile ich vielfach in ihrer Mitte, doch ziehe ich mich jetzt mit Vorliebe in diese Felsengrotte zurück, wohin sie kommen, meinen Rat zu erbitten. Hier auf diesem Gebirge, fern vom unruhigen Treiben der Welt, bewundere ich die Größe und Liebe Gottes und bereite mich allmählich auf den Tod vor, den meine alten Tage mir verkünden.

Als er dies gesagt hatte, sank er auf die Kniee nieder, und wir folgten seinem Beispiele. Mit lauter Stimme begann er ein Gebet, auf welches Metha antwortete. Die Natur war so schön und weihewoll. Im fernen Westen glühten die Wolken im Scheine der untergehenden Sonne, und ein leiser Abendhauch flüsterte in den Zweigen der Bäume.

Wir kehrten in die Grotte zurück, und der Eremit bereitete für Metha ein Lager aus Eypressenmoos. Sie schien sehr entkräftet zu sein, denn ihre Augen waren ohne Glanz und in all ihren Bewegungen zeigte sich eine auffallende Ermattung. Sie blickte den greisen Missionar an, als wolle sie ihm ein Geheimnis anvertrauen;

aber es schien sie etwas zurückzuhalten. War es nun meine Anwesenheit, oder eine gewisse Scham, oder die Nutzlosigkeit des Geständnisses? Ich weiß es nicht, kurz, sie schwieg.

Um Mitternacht hörte ich, wie sie sich von ihrem Lager erhob und hinausging. Sie suchte den Priester auf. Dieser aber hatte die Grotte verlassen und war auf die Spitze des Berges gestiegen, um dort in der Einsamkeit zum Herrn zu beten. Er sagte mir am andern Morgen, daß dies so seine Gewohnheit sei, selbst im Winter, falls es die Kälte erlaube. Aetha mußte also wieder zu ihrem Lager zurückkehren, wo sie nach einer Weile, schwer atmend, einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Katholische Heidenmission.

Der gegenwärtige Stand der katholischen Heidenmission wird von Vater D. A. Krose, S. J., in dem letzten Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ (Kath. Missions-Statistik) eingehend geschildert. Wir entnehmen der Gesamtübersicht, die er am Schlusse bietet, daß sich in den gegenwärtigen Missionen der katholischen Kirche insgesamt rund 8½ Millionen katholische Christen finden, und zwar in Asien 6 299 816, Australien und Ozeanien 170 044, Afrika 853 931, Amerika 998 092. Ungefähr zweifünftel Millionen (438 000) davon sind aus Europa in das Missions-Gebiet eingewandert oder Mischlinge von Europäern und Eingeborenen, während rund 8 Millionen (7 883 953) eingeborene Christen sind, die durch die katholische Missionstätigkeit für das Christentum gewonnen wurden.

Aber der Erfolg dieser katholischen Missionstätigkeit beschränkt sich nicht auf diese 8 Millionen neugewonnenen Christen, sondern erstreckt sich auch auf diejenigen Völkerschaften, die früher, seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen, durch die katholischen Missionen zum Christentum bekehrt wurden. Das Ergebnis dieser Missionstätigkeit, soweit es sich mit einiger Sicherheit feststellen läßt, beträgt rund 22 Millionen Christen (6 700 000 in Asien, 1 038 000 in Afrika, 14 250 000 in Amerika), sodaß sich eine Gesamtsumme von 30 309 963 oder rund 30½ Millionen ergibt.

Unter den 9 Millionen Neuchristen und Taufbewerbern wirken 12 305 Missionspriester, 9086 in Asien, 392 in Australien und Ozeanien, 1842 in Afrika, 985 in Amerika. Europäischer Herkunft dürften wohl mindestens 6000 sein, d. h. ungefähr die Hälfte der Gesamtzahl.

Vater Krose bemerkt dazu, das sei kein befriedigendes Verhältnis, da die Nachsendung von Missionären aus dem Auslande immer nur ein Nothelfer ist, dessen Fortdauer für die Zukunft der Missionen verhängnisvoll werden kann. Die Geschichte der in ihrem Bestande schwer geschädigten Missionen in Ostasien, Vorder- und Hinterindien hat das deutlich gezeigt. In vielen Missionsgebieten hat die Gründung von einheimischen Priesterseminarien eine erfreuliche Wendung zum Besseren herbeigeführt, aber es bleibt noch viel zu tun.

Die Zahl der Laienbrüder im Dienste der Mission dürfte sich im Ganzen auf etwa 6000 belaufen,

und die Gesamtzahl der Katechisten dürfte mindestens ebenso groß sein. Die Zahl der Schwestern muß man auf 18 000 annehmen (ermittelt wurden in Asien 11 996, Australien 531, Afrika 3688, Amerika 1089), sodaß die Zahl aller Missionshelfer mit 30 000 nicht zu hoch veranschlagt ist.

Die Zahl der Stationen ist mit 30 414 (25 157 in Asien, 547 in Australien, 3418 in Afrika, 1008 in Amerika) eher zu hoch als zu niedrig angegeben, da in vielen Fällen kleine Außenposten, in denen sich noch nicht einmal Raum für den Gottesdienst findet, als



Andachtsstunde.

Station gerechnet worden sind. Sonst könnte nicht die Zahl der Kirchen und Kapellen (in Asien 17 837, Australien 553, Afrika 3418, Amerika 928) um mehr als 7000 hinter derjenigen der Stationen zurückbleiben.

Ein Vergleich mit den protestantischen Missionen ist aus verschiedenen Gründen schwer. Die Gesamtzahl der eingeborenen Christen in den gegenwärtigen protestantischen Missionen kann auf 4 Millionen und mehr veranschlagt werden, allerdings einschließlich der Taufbewerber, die bei der Zahl für die katholischen Missionen nicht mitgerechnet sind. Bei ihrer Mitrechnung kommen die Katholiken auf mindestens 9 Millionen.

Ein unfreiwilliges Bad.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

St. Joseph. — Am 5. November v. J. hatte ich Missionsarbeit zwischen Ladysmith und Mbulwane.

Zuerst taufte ich ein krankes Kind, dessen Mutter ich vor zirka 14 Tagen getauft hatte. Dann ritt ich weiter und hielt Katechese in einem Kaffernkraale. Von dort aus wollte ich eine katholische Familie jenseits des Klipp-River besuchen. Die Kaffern meinten, ich könnte leicht durch die Trift kommen. Als ich an die Stelle kam, traf ich glücklicher Weise einen Coolie, der mir genau den Platz zeigte, wo ich durchreiten könnte. Es ging zuerst ganz flott hinein; als ich aber näher zum andern Ufer kam, wurde es meinem jungen „Sultan“ gar weich unter den Füßen. Er geriet nämlich in den Quicksand, machte bedenkliche Sprünge und fiel endlich mit mir ins Wasser, er über mich: es war meine erste Untertauchung!

Glücklicherweise war das Wasser nicht all zu tief und ich erhob mich schnell wieder. Der Coolie, der am Ufer dem Schauspieler erwartungsvoll zugeschaut, zeigte mir eine Stelle weiter rechts, wo ich hinreiten sollte. Ich bestieg zwar nicht ohne Bedenken wieder den Gaul, der aber schnell das gleiche Manöver wiederholte, und ich lag wieder unter ihm im Wasser. Zweite Untertauchung, aber mit weniger Schrecken: denn ich hatte in diesem nassen Sport schon einige Uebung gewonnen! Das erste Mal hatte ich allerdings geseufzt: „Mein Jesus, Barmherzigkeit!“; jetzt aber strengte ich meine Leibes- und Geisteskräfte an, aus dem Wasser emporzukommen.

Ohne große Schwierigkeit stand ich wieder auf meinen Füßen, und das Wasser reichte mir etwa bis zur Mitte zwischen Kniee und Gürtel. Jetzt aber war ich gescheiter geworden. Des Tauchens müde, führte ich das Pferd beim Zügel durch den Fluß ans andere Ufer, das ich auch ohne weiteren Unfall erreichte. Naß war ich freilich wie ein Pudelhündchen, der lange Gehrock triefte von Wasser und das Vakuum zwischen Füßen und Schuhen war nicht mit Luft, sondern mit Wasser angefüllt.

Die Vorsehung hatte mir zeitig den Coolie hergeschickt, ohne dessen Weisung ich in eine tiefere Stelle hätte geraten und es mir schließlich das Leben kosten können. Früher einmal, es war im letzten Winter, war ich mehrmals durch jene Trift geritten ohne alle Schwierigkeit. Nur das vorletzte Mal fand ich schon auffallend viel Wasser dort. Woher diese Erscheinung? Ich sollte es erst jenseits des Flusses erfahren von den Kaffern. Man teilte mir mit, daß Mr. A. Illing, der weiter unten eine Straußenfarm hat, kürzlich einen Damm gebaut hat, was zur Folge hatte, daß in jener Gegend nicht nur Wasser, sondern auch Schlamm und Sand sich anhäufte.

Daß das junge Pferd so schnell den Kopf verlor und sich plumps ins Wasser fallen ließ samt dem Reiter, hatte ich eben auch nicht vorausgesehen. Was sollte ich jetzt mit den durchnähten Kleidern am ohnehin siechen Leibe tun, an dem kühlen Tage, bei bewölktem Himmel, während ein kalter Wind von Süd-Ost wehte? Doch auch dafür war gesorgt. Ich ging direkt auf den in nächster Nähe gelegenen Gottesacker zu, suchte mir innerhalb der Umzäunung ein warmes, grasiges, einsames Plätzchen, von Bäumen beschattet, warf die nassen Oberkleider von mir ab und rang das Wasser aus. In meiner primitiven Bekleidung verspeiste ich jetzt mit behaglichem Appetit mein bescheidenes Mittagsmahl, erging mich dann zwischen den stillen Gräbern und herrlichen Denkmälern, die mit Hunderten von Namen bezeichnet waren.

Nach diesem Besuche zog ich den vom Wind einigermaßen getrockneten Gehrock wieder an, hing die nassen Strümpfe an den Sattel und bediente mich einiger Tüchlein, (in denen ich meinen Proviant eingewickelt hatte) um die Füße gegen die Nässe der Schuhe zu sichern. Es

war 2 Uhr nachmittags geworden, als ich den „Sultan“ bestieg und konnte bis abends meinen weiteren Missionsarbeiten nachgehen, als ob nichts passiert wäre.

Der schwarze Schnitter.

„Schnitter, seht die Sichel an!
Frisch ans Werk und froh getan!
Reiß zum Schnitt sind Halm und Aehre,
Und der Himmel ist uns hold.
Freundlich lacht das Sonnengold
Aus der reinen Atmosphäre.“

Starker Arm die Sichel schwingt;
Hoch im Flug die Lerche singt.
Hell ertönen auch die Lieder
Sangesfroher Kehlen; heiß
Von der Stirne rollt der Schweiß
Auf die dürrn Halme nieder. —
Kommt ein neuer Sichelmann,
Hei, wie dieser schneiden kann!
Was er trifft, zerfliegt in Splitter. —
Mit den Halmen sinkt zugleich
Auch der Schnitter stumm und bleich;
Denn ihn traf — der schwarze Schnitter.

Wihelmin Edelmann.

Gehet zu Joseph!

Von einer Vergißmeinnicht-Leserin gingen uns folgende Zeilen zu: „Während der letzten Osterzeit bemerkte ich mit Schrecken, daß mein Mann, der bisher jedes Jahr seiner Osterpflicht genügt hatte, sich diesmal weigerte, die heiligen Sakramente zu empfangen. Schon war der letzte Termin gekommen, und noch immer sprach er kein Wort vom Beichten. Ich ließ ihn durch ein Mitglied unserer Familie in zarter Weise an seine Pflicht erinnern, doch die trockene Antwort war: „Geh nur selbst zum Beichten, wenn du Lust dazu hast!“ —

In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, zu dem ich immer ein großes Vertrauen hatte, sowie an die liebe Muttergottes, damit sie durch ihre allvermögende Fürbitte mir helfen möchten; auch versprach ich im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, wenige Stunden darauf ging mein Mann ganz aus freien Stücken zur heiligen Beichte und am nächsten Tage zur heiligen Kommunion. Eine Zentnerlast war mir vom Herzen gefallen, und unter Tränen dankte ich dem heiligen Joseph für die wunderbare schnelle Hilfe. Ich bitte alle, die diese Zeilen lesen, in jeder Not ebenfalls recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen, denn er vermag unendlich viel bei Gott.“

Eine andere Abonnentin unseres Blättchens schreibt: „Vor einiger Zeit bekam meine ältere, schon verheiratete Schwester einen fürchterlichen Blutsturz. Besinnungslos brach sie zusammen, und das Blut floß ihr in Strömen aus Mund und Nase, sodaß der Arzt, der erst geraume Zeit später eintraf, mit Entsetzen die große Blutlache ansah. Man denke sich unsere Angst und Aufregung! Wir dachten alle, unsere arme Schwester würde jeden Augenblick ihre Seele in unseren Armen aushauchen. Ich betete ihr einige Akte vollkommener Reue und der Ergebung in Gottes heiligen Willen usw. vor, dann rief ich gemeinsam mit meiner Mutter, die auch zugegen war, das göttliche Herz Jesu um Hilfe an, sowie die Fürsprache der allerjüngsten Jungfrau, des hei-

ligen Joseph und des heiligen Apostels Judas Thaddäus; auch versprach ich, öffentlich Dank sagen zu wollen, falls meine Schwester wieder hergestellt würde. . . .

Und siehe, das Unerwartete geschah. Sie, die schon längst verschieden sein konnte, bis nur der Arzt eintraf, blieb am Leben und erholte sich auffallend rasch von dem schweren Anfälle. Hiemit erfülle ich mein Versprechen, sage Gott und den lieben Heiligen, die uns geholfen, öffentlichen Dank und wünsche nur, daß die Verehrung des heiligen Joseph, von der im Vergißmeinnicht so viel Schönes zu lesen ist, noch immer größer werde."

Den beiden Berichten folge ein dritter; er betrifft allerdings ein Ereignis aus früherer Zeit. "Mein Großvater mütterlicherseits", erzählt eine unserer Leserinnen, "war ein inniger Verehrer des hl. Joseph. Jeden Abend betete er ihm zu Ehren mit seiner ganzen Familie ein Vater unser und Begrüßet seist du Maria um die Gnade einer glücklichen Sterbestunde. Sein Vertrauen in diesem Stück war unbegrenzt und sollte die schönste Rechtfertigung finden."

Eines Sonntags — es war gerade in dem unserm großen Schutzpatron geweihten Monat März des Jahres 1882 — kommt mein Großvater anscheinend ganz gesund und wohlbehalten nach Hause. Am nächsten Morgen in aller Frühe fühlte er sich bedenklich krank; es hatte ihn ein akutes Darmleiden befallen. Er ruft seinen Sohn. Dieser will schnell zum Arzt. "Nein", sagt der Großvater, "hole mir zuerst den Seelenarzt, den Priester."

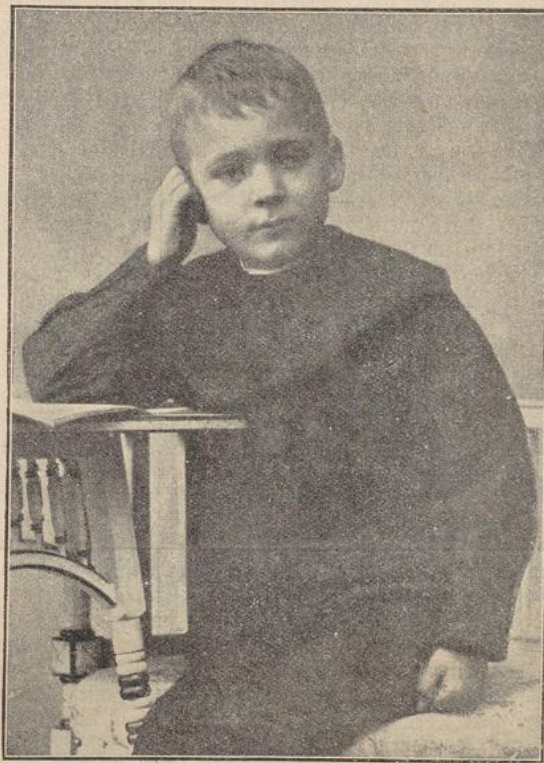
Der Nachbar hatte die Güte, ein Pferd und einen Wagen bereitzustellen, um den Priester zu holen, der eine volle Stunde von uns entfernt wohnte. "Schlag' nur tüchtig drauf los", ermahnte noch der Nachbar den Kutscher (meinen Onkel), als das Pferd angespannt war, "denn es will sonst überall hin, nur nicht zur Stadt." — Doch, was geschah? Ohne einen einzigen Schlag setzte sich das sonst so störrische Pferd in einen flotten Trab und lief unausgesetzt bis zur Stadt. Hier kam ihnen der gesuchte Priester auf offener Straße entgegen. Schnelligt holt dieser das Allerheiligste, steigt in den Wagen, und fährt im Galopp zum Kranken. Derselbe leidet zwar große Schmerzen, ist aber bei vollem Bewußtsein, beichtet und kommuniziert mit vieler Andacht und ist voll des Dankes gegen Gott und den heiligen Joseph, dessen Fürsprache er diese Gnade zuschreibt. Als er alle heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, und sich der Priester anschickte, die Litanei vorzubeten, hauchte mein lieber Großvater still und friedlich seine Seele aus.

Ich finde dies alles, namentlich das schnelle Eintreffen des weit entfernten Priesters in hohem Grade merkwürdig. Drum, wem vor seinem letzten Stündchen bangt, wende sich vertrauensvoll an den heiligen Joseph. Er hat schon Tausenden in leiblicher und geistiger Not geholfen, er wird uns allen helfen! —

Die Marienverehrung in Afrika.

In die Geschichte der Muttergottesverehrung fügen die in den letzten Jahren entstandenen Missionen in Afrika bereits glänzende Blätter ein. Maria ist für die Missionäre Afrikas Königin. Zu ihr, der unbefleckt Empfangenen, schauen sie auf, daß es ihnen gelingen möge, die armen Völker Afrikas aus der Verdorbenheit des Herzens zu lauterer Seelenreinheit zu erziehen. Ihren süßen Namen prägen sie den Kindern und Täuflingen mit besonderer Liebe ein. Es bedarf des über-

wältigenden, reinen Vorbildes von Maria, der Makellosen, den jungen Christen gegen das schlechte Beispiel heidnischer Verdorbenheit in ihrer nächsten Nähe einen Halt zu geben. Alle christlichen Neger haben aber auch eine kindliche Muttergottes-Verehrung. Auf ihrer Brust tragen sie mit Stolz den Rosenkranz. In Äquatorialafrika kam einst ein Neger zitternd vor Kälte zur Missionsstation. Nur ein leichtes Tuch umhüllte seinen Körper, obwohl es in der kühlen Jahreszeit war. "Wo hast du denn dein warmes Kleid?" — "Ich habe es für einen Rosenkranz verkauft."



Ein fünfjähriger Held. (Siehe Seite 191.)
Einer der ersten Preisträger des von Carnegie errichteten
Heldenfonds für Schweden.

Einer der weißen Väter von der Station Villa-Maria in Uganda (Nachbargebiet von Deutsch-Ostafrika) erzählt, wie ein alter Neger vor drei Jahren wunderbar den Weg zum Glauben durch die Muttergottes gefunden hat. Wir lassen nach dem "Stuttgarter Sonntagsblatt" seine Erzählung folgen.

Es war am frühen Morgen, als ich bemerkte, wie zwei Neger in Eile etwas zur Station trugen. Sie hatten ihre Last in einen Seidenstoff eingewickelt und legten sie behutsam vor mir nieder. Mit Staunen sah ich, daß es eine Menschengestalt war. Das Wesen war so leicht, daß ich glaubte, es sei ein Kind; aber ein trockener Arm hing heraus; an der verwelkten Haut und den Runzeln sah ich, daß es wohl ein Greis sei. Ich ließ ihn vor die Türe der Hütte tragen, die den pompösen Namen Spital führt. Behutsam wickelte man den Bündel auf, ein magerer Kopf mit schneeweißen Haaren kam zum Vorschein; es war ein alter, halbverhungertes Neger. Frei von seinen Windeln, streckte er mühsam Arme und Beine aus; die fleischlosen Knöchel krachten

wie dürres Geäst. Es war einer dieser steinalten Neger, welche oft jahrelang stumpfsinnig im Winkel einer Hütte liegen und sich vor uns verbergen, weil sie glauben, daß sie sterben müßten, wenn sie unser Blick trifft.

Wie kam dieser alte Neger zu uns? Er wollte ein Gelübde erfüllen! Als der Mann sich durch einen Schluck Bananenwein etwas gestärkt hatte, erzählte er uns mühsam und abgebrochen seine wunderbare Geschichte: „Ich bin aus Bisanga. Niemand steht mir in meinem Alter mehr bei; alle meine Kinder sind in weiter Ferne verheiratet. Es blieb mir nichts übrig als meine Frau, ebenso alt und schwach wie ich, und meine Tabakspfeife. Meine Frau wurde schwer krank, und ich sah, daß sie nicht mehr gesund werden könnte. Was sollte ich tun? Zuweilen hörte ich, wie die Christen unseres Dorfes Maria anrufen. Als ich noch sehen konnte, erblickte ich ihr Haus dort drüben auf dem Berge, und ich sagte mir: „Geschehe, was geschehen muß. Schließlich könnte Maria ebenso mächtig sein, wie die Geister, welche ich verehere. Nun, Maria, höre: Wenn Kiwanta, der Gott meiner Väter, meiner Frau das Leben nicht retten kann, so verlasse ich ihn und komme zu dir.“

Mein Alte starb. Ich begrub sie mit allen Zaubermitteln Kiwantas. Schon am folgenden Tage machte ich mich in aller Frühe auf den Weg, um nach dem Hause Marias zu wandern, ja, nach dem Hause Marias. Seit langen Jahren habe ich keinen so langen Weg mehr zurückgelegt. Meine Füße wurden starr im kalten Morgentau; die Dornen des Weges zerrissen meine Haut; meine Beine konnten mich kaum mehr tragen. So kam ich zum Fluße. Gelingt es mir noch, ihn zu durchschreiten? Maria half mir, ich gelangte ans andere Ufer. Aber ich sank auf den Boden nieder. Nach einiger Zeit schleppte ich mich mit der letzten Kraft zu einer verlassenen Hütte. Dort blieb ich drei Tage liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Da sagte ich mir: Hätte ich nur die Kraft, nach einem Vorübergehenden zu rufen; ich würde ihm dann sagen, er möge zu Maria gehen und ihr melden, daß ich nicht weiter kann, sie möge mich doch selber holen, bevor ich sterbe. Da sandte mir Maria zwei ihrer Knechte. So bin ich hier. Das ist alles, was ich zu sagen habe.“

Mein alter Schüler mußte nun unterrichtet werden; er lernte gern und leicht. Er schien bald so vertraut mit unserer Religion, daß ich darüber staunte. Als ich ihn deswegen einmal ausfragte, sagte mir der Alte: „Das alles habe ich schon oft gehört; die Christen meines Dorfes sprechen ja jeden Tag davon.“ — „Und was sagtest du dazu?“ — „Ich sagte: Laßt sie nur ruhig alle ihre Geschichten erzählen.“ — „Und was dachtest du im Innern deines Herzens?“ — Da seufzte er auf und sagte leise: „Ich dachte immer, sie haben recht.“

Einige Tage später sagte mir der Greis, daß er jetzt bald sterben werde, er könne nur noch schwer atmen. Ich gab ihm die Taufe auf den Namen „Maria Joseph.“ „Jetzt“, sagte ich ihm, „kannst du geraden Wegs zu Maria gehen.“ Er verstand mich; eine selige Freude ging über sein tiefgefurchtes Gesicht. Der Atem wurde schwächer, die Lippen stammelten mühsam noch wiederholt den Namen Maria. Ein leiser Hauch, und alles war vorüber: der alte Heide war zu Maria gegangen.

In friedlicher Miete.

Von Br. Pazian, R. M. M.

Ein Kaffernbursche hatte am Fuße eines Baumes eine Bienenhöhle entdeckt. In sicherer Aussicht auf

süße Beute machte er sich daran, dieselbe zu plündern, als er eine mächtige Mamba in der Nähe bemerkte. Der Räuber wollte vorerst die unheimliche Schlange vertreiben, die aber zu seinem Aerger in die Bienenhöhle floss. Jetzt war dem Burschen die Raublust vergangen, und schmolend machte er sich auf den Heimweg. Am andern Morgen finden wir ihn wieder auf dem Wege zur Bienenwohnung. Die Sehnsucht nach den Honigwaben hatte über die Furcht gesiegt. Emsig flogen die fleißigen Bienenlein aus und ein und ahnten nicht, daß ein gefährlicherer Feind sich ihrer Höhle näherte.

Der Bursche hielt nach seiner Ankunft gründlich Ausschau. Von einer Schlange war nichts zu sehen. Ist sie etwa noch in der Höhle? Er machte ein großes Feuer, dessen Rauch die Bienenlein vertrieb — und auch die Schlange, die in mächtigen Sägen den Abhang hinunterschloß. Jetzt war freie Bahn. Die Höhle wurde erbrochen und da fand sich, daß die Stelle, welche der Schlange zur Wohnung gedient, von den Bienenlein mit einem Gewölbe überzogen war, daß also Bienen und Schlange friedlich in einer Miete wohnten.

Heilige Mütter — heilige Kinder.

Die hl. Anthusa war die Mutter des hl. Chrysostomus.

Die hl. Abundantia war die Mutter des hl. Benedikt und der hl. Scholastika.

Die hl. Emilie war die Mutter der vier hl. Kinder: Basilus des Großen, Gregors von Nyssa, Petrus von Sebaste und der hl. Makrina.

Die hl. Nonna war die Mutter von drei hl. Kindern: des hl. Gregors von Nazianz, des hl. Casarius und der hl. Gorgonia.

Die hl. Metha war die Mutter des hl. Bernard.

Die hl. Monika war die Mutter des hl. Augustinus.

Die hl. Maxentia war die Mutter des hl. Bischofs Vigilius.

Die hl. Sylvia war die Mutter des hl. Papstes und Kirchenlehrers Gregor des Großen.

Die hl. Johanna von Nga war die Mutter des hl. Dominikus.

Die hl. Kaiserin Mathilde war die Mutter des hl. Erzbischofs Bruno.

Die hl. Elisabeth war die Mutter der hl. Gertrud von Thüringen.

Die hl. Brigitta war die Mutter der hl. Katharina von Schweden.

So ließen sich noch viele heilige Mütter von heiligen Kindern aufzählen, ein klarer, unwiderleglicher Beweis, daß die Art und Weise, der Charakter und das Wesen der Mütter durch Geburt und Erziehung auf die Kinder übergeht, daß die Tugenden der Mutter auf geheimnisvolle Weise Eingang finden in das Herz der Kinder und sich demselben unverilgbar einprägen. Sind die Mütter was sie sein sollen, heilige Mütter, dann sind ihre Kinder schon halb erzogen und werden sich leicht rein bewahren vor der Ansteckung der Welt.

Zur Nachahmung!

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Ich bin seit 6½ Jahren Dienstmädchen und fand da einmal in einem Papierkorb, den ich bei meiner Herrschaft zu leeren hatte, das „Vergißmeinnicht“. Da ich sah, daß es ein Missionsblättchen sei, steckte ich es in die Tasche, um es nach der Tagesarbeit zu lesen. Sogleich war ich davon ganz begeistert, abonnierte es selbst und suchte

auch andere Abonnenten dafür zu gewinnen. Jetzt habe ich eine so große Freude daran, daß es mir lieber ist, als das Essen; denn jede Essenszeit nütze ich damit aus, um nur das „Vergißmeinnicht“ sobald wie möglich zu lesen. Ich verschlinge geradezu diese kostbaren, segensreichen Geschichten!

O, wenn es mir nur möglich wäre, selbst in die hl. Mission zu gehen! Inzwischen will ich wenigstens das Missionsblättchen nach Kräften verbreiten. Einige Leser habe ich schon gefunden; auch meiner guten Herrschaft gab ich es zum Lesen, und da es ihr auch sehr gut gefiel, hat sie es sofort abonniert. Ich dachte auch an meine liebe Heimat, den Schwarzwald, wo es noch viele brave, frommgläubige Leute gibt, die aber das „Vergißmeinnicht“ wohl gar nicht kennen“. An Pfingsten bekomme ich einige Tage Ferien, und wenn es mir nun möglich wäre, bis dahin von der Mariannhiller Missionsvertretung mehrere Probenummern zu bekommen, würde ich alles daransetzen, in meiner lieben Heimat dieses Blättchen zu verbreiten. Namentlich meine Mutter und meine Schwester müßten mir behilflich sein, recht viele Abonnenten zu gewinnen. Auf Hindernisse und Schwierigkeiten mache ich mich zum voraus gefaßt, doch das schreckt mich nicht ab. Wenn ich schon so ein kleines Opfer scheuen wollte, was müßten dann erst die Missionäre und Schwestern in Afrika machen? Drum, bitte, schickt mir Probenummern! So etliche 40 bis 60 hoffe ich schon anzubringen.

Damit Gott befohlen!

B. Sch.“

Ich kann nicht sagen, wie mich dieser Brief freute! Wer will ein Beispiel nehmen, an dieser guten, opferwilligen, für das große Werk der hl. Mission so sehr begeisterten Seele? Befördert das „Vergißmeinnicht“ und den Mariannhiller Missionskalender! Wer dadurch neue Postulanten gewinnt, sowie Freunde und Wohltäter für unsere Mission, tut ein überaus gutes Werk und nimmt teil an all deren Arbeiten und Verdiensten.

Die Redaktion.

Das Automobil des deutschen Kronprinzen in Mariannhill.

Nicht ohne Mühe ist das Amt des Fremdenführers hier in Mariannhill, hat aber auch seine Vorteile, deren größter wohl in der praktischen Übung der hiesigen Landessprache besteht. Doch nicht davon soll jetzt die Rede sein.

Am 25. Oktober 1911 hatte ich zwei Oblatenpriester im Kloster heranzuführen. Nach einer kleinen Erfrischung, die sie im Hospital eingenommen, lenkten wir unsere Schritte zur Pforte hinaus, um die neue Kirche und Schule, den Konvent und endlich die Mühle zu besichtigen. Außerhalb des Torbogens stand ein stattlicher Motorwagen. Nun ja, werden unsere Leser fragen, das ist doch in Mariannhill keine Seltenheit! Aber gewiß war es eine Seltenheit: das Auto des deutschen Kronprinzen in Mariannhill zu sehen! Das kam so:

Der erste Sprosse unseres Kaisers und der Thronerbe des deutschen Reiches hatte beim Antritt seiner Reise nach Indien einen Motorwagen ankaufen lassen und zwar in Mannheim bei der ersten Firma dieser Branche in Deutschland. Auf der Rückreise wurde das prächtige Vehikel in Kapstadt zum Verkaufe angeboten und von Mr. Head um den Preis von 900 Pfund

(18 000 M.) erstanden. Neu hatte es 1300 Pfund gekostet. Mr. Head hatte nun am 25. Oktober um 11 Uhr 30 Minuten an Br. Konrad telephonierte: „Eine Reisegesellschaft von fünf oder sechs Personen will das Kloster besuchen; sie hoffen bis zwölf Uhr mittags dort zu sein.“

Und richtig, sogar vor 12 Uhr war der Motorwagen eingetroffen, hatte also die Entfernung von Durban nach hier (20 englische Meilen) in 25 Minuten zurückgelegt. (Einige Monate zuvor war ein belgischer Ingenieur von Mariannhill nach Durban, also bergab, in 35 Minuten gefahren.)

Die Maschine des deutschen Automobils besitzt 40 Pferdekraft, läuft ganz ruhig ohne vieles Geräusch, das bei den anderen Autofahrzeugen unvermeidlich zu sein scheint. Der jetzige Eigentümer ist mit seinem Wagen vollkommen zufrieden und kann denselben nicht genug rühmen.

Der Vorzug des deutschen Fabrikats besteht nicht so sehr in der äußeren Ausstattung, die einfach und nobel ist, sondern vielmehr in dem erstklassigen Material, das beim Baue des Vehikels zur Verwendung kam. Es gibt zur Stunde kein gleichwertiges in ganz Durban.

Ein fünfjähriger Held.

(Siehe Bild S. 189.)

Unter den ersten Preisträgern des im vorigen Jahre errichteten Heldenfonds für Schweden befindet sich, wie aus Stockholm berichtet wird, der fünfjährige Karl Gunnar Åberg in Brastorp, Kreis Blekinge. Er hat, als vor einem halben Jahre das Häuschen seiner Eltern in Brand geriet, sich dreimal mitten durch die Flammen in das brennende Haus gestürzt und drei seiner noch jüngeren Geschwister gerettet, die sonst unbedingt verbrannt wären. Der mutige Knabe erhielt eine Uhr und eine Prämie von 500 Kronen, die aber dezant festgelegt wird, daß sie nur für seine Erziehung verwendet werden darf.

Briefkasten.

Kenzingen: Dfd. erhalten.

München, R. D.: Besorgt.

St. Walburg: Legat 200 Kr. dfd. erhalten.

I. B.: Osterzell: Betrag erhalten.

St. Gallen: Betrag dankend erhalten.

J. R. K., Dfir.: Betrag dankend erhalten.

Stranbing: Betrag erhalten.

Brief mit inliegendem Betrag erhalten.

A. M. S.: Betrag dfd. erhalten.

An alle: Bekanntlich kommt man den Missionaren unter den Heiden auch dadurch zu Hilfe, daß man ihnen eine kleine Summe (gewöhnlich 21 Mark) für die Taufe eines Heiden zuwendet, wofür dann d m Täufling ein zu bestimmender Name beigelegt wird. Wir haben gegenwärtig Mangel an solchen Namen.

A. D.: Betrag und Paket erhalten und nach Wunsch besorgt. Mariannhiller Kalender kostet 50 Pfg., mit Porto 60 Pfg.

W. B. B.: Briefmarken erhalten.

J. B., West-Point, Nebr.: Almosen erhalten.

Almosen für St. Paul-Liebeswerk erhalten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Neukirch-Höhe, Schönan, Oberwittighausen, Gödingen, Bretten, Wiesenglich, Bolversdorf, Tannesberg, Bagen, Vechhausen, Motten, Waltershausen, Oberwaldburg, Mehlsack, Dahn, Geisa, Starnberg, Singheim, Mannheim, Steinen, Gersau, Altinghausen, Bach (Schwyz), Kirchberg, Calle, Ensdorf, Frauweiler bei Bedburg, Ofen, Gelskirchen, Dären, Emsbetten, Carden, Brand, Vinnich, Godesberg, Obentirchen, Kirtscheid, Salzotten, Siegsburg, Duisburg, Scheuren, Berlin, Unterförmig, Straubing, Kirchberg, Otterberg, Reichenbach.

Dankjagungen

gingen ein aus: Bremgarten, Zürich, Albstätten: Dank d. heiligsten Herzen Jesu, Maria und Joseph, dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Dank dem göttl. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes für Uechnung eines kranken Vaters. Dank dem hl. Joseph und Antonius für Erhöhrung. v. S. Dem hl. Joseph Dank für glückl. bestandenes Examen. Krumbach: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen, dem hl. Antonius für Wiedererlangung eines verlorenen Gegenstandes. Jrslingen: Dank dem hl. Joseph u. Ant. für Hilfe in Not. Vohenheim. Kleinarmischlag: Dank dem hl. Joseph und den hl. Herzen Jesu und Maria für erlangte Hilfe. Nischenburg: Dank dem hl. Joseph für erlangte Gesundheit. Wien: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem Prager Jesukind für glückl. Ausgang der Wahlen. Schlögl: Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen für erlangte Hilfe. Mülchau (Mähren): Innigen Dank der Gottesmutter für Verhütung eines Unglücks. A. Sch., Bozen: Dank der Fürbitte der lieben hl. Rita von Cassia wurde mir wesentliche Besserung in einem qualvollen Kopfleidn gewährt. Veröffentlichung wurde verprochen. Rantweil (Vorarlberg): Tausend Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Mutter v. g. Nat, dem hl. Antonius, dem hl. Klemens Hofbauer für Hilfe in verschiedenen Anliegen des Leibes und der Seele. Breglach: Dank für Hilfe in schweren Anliegen der lieben schmerzhaften Muttergottes usw. Linz: Tausend Dank dem gnadenreichen Voretto-Jesukind, der Mutter von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Klemens Hofbauer für ihre mächtige Hilfe in schwerer Krankheit. Altmohran: Lob und Dank der lb. Muttergottes von Lourdes und dem hl. Joseph für Befreiung und unerwartete Hilfe in Fußleiden. Kirchberg, Schwarzenbach, Mähren. St. Stefan ob Stainz: Tausend Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen. Innigen Dank der allerheiligsten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, dem göttl. Herzen Jesu für Hilfe in einem Anliegen. Mengen: Dank dem hl. Joseph, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Antonius, dem hl. Gebhard, dem hl. Apostel Judas Thaddäus und den armen Seelen für wieder erlangte Gesundheit. Fluelen. Wohlen: Dank dem hl. Blasius für Hilfe in Halsleiden. Appenzell: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius für Hilfe in Erkenntnis des Verurs. Cincinnati, Ohio: Dank dem göttl. Herzen Jesu für erlangte Gesundheit.

Eine Abonnentin aus der Schweiz schreibt uns: Durch langdauerndes Leiden infolge großer Herzschwäche dem Tode nahe, bin ich durch die Fürbitte der schmerzhaften Mutter Gottes und des hl. Joseph plötzlich aus meiner Angst und Not befreit worden. Möchten doch alle in Leibes- und Seelenanliegen den hl. Joseph um seine mächtige Fürbitte anflehen, denn seine Macht ist groß beim hl. Herzen Jesu. Frau E.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Steinen, Rünten, Berg, Bremgarten, Pfaffenau, Bruggen, Ober-Uster, Cham, Bispingen, Froischweiler, Ampfing, Laibach, Thingen, Duppendorf, Münsterberg, Ravensburg, Allersheim, Krumbach, Friedrichshafen, Mähren, Oberammergau, Bisingen, Motten, Erding, Mehlach, Dornach, Oberkirch, Steyr, Holzschinghausen, Rantweil, Altmohran, Geislingen, Niederhomburg, Kaiserlautern, Breslau, Jakobswalde, Neisse, Baden, Maria-Tasler, Maria-Bell, Winn, Steierdorf, Columbus, Ohio, U. S. A., Pfäfers, Wohlenschwil, Derendingen, Gähwil, Gams, Gossau, Dieboldsau, Engelburg, Ebnet, Kirchberg, Meltingen, Nieden, Nidenbach, Sigolsheim, Königshofen, Otterbach, Königstetten, Schaun, Klagenfurt, Mähren, München, Vottrop, Dülmen, Aachen, Heessen, Billerbeck, Brand, Oberemmel, Zreit, Godesberg, R. B. S. (Ahr), Rothhausen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Sebastian Ruffer, Heron Lake, Minn. Joseph Pfeifer, Nebraska City, Nebr. Elisabeth Lang, Lead, So. Dak. German Alshof, Cincinnati, Ohio. Jakob, Katharina und Klara Sausen, Franz und Julianna Fischler, Alois und Joseph Jöhl, sämtlich in Cassville, Wis. Georg Heinlein, Langendorf. Kgl. Hoheit Herzogin von Urach, Stuttgart. Elisabeth Nohl, Geislingen. Kath. Schönbauer, Riechtach. Marg. Jamerer, Eisenberg. Anna Dölze, Grödenbach. Pfarrer Gg. Waltenberger, Vellenberg. Dompfarrer Paul Moser, Rottenburg. Pfarrer Adam Fritz, Krumbach. Matth. Kirchner, erzb. g. Rat, Schönbühl. Schw. Maria Aloisia Gonzaga Stedenbiller, Landsküt. Emil Reing, Buxenborn. Maria Rüttig, Ottersweier. Helene Aufhauser, Mintraching. Theresia Gleißner, Eisen-

mühle. Joseph und Sophie Niederegger, Birgen, Tirol. Frau Mähre, Nied. Anna Schelmeier, Leitershofen. Philipp Schler, Sophie Herber, Karolina Nieder, Ferdinand Stödt, Mähleberg. Franziska Jeng, Feisenborn. Dr. Jenz Ströbl, Riantental. Marg. Jamerer, Binsberg. Viktoria Müller, Bogt. Genovese Sari, Andreas Schürger, Karbach. Walburga Stof, Haisterhofen. Anna Maria Rief, Mählingen. Maria Wolf, Oberammergau. Barbara Walter, Mohr. Anna Kraus, Poppendorf. Robert Torwart, Motten. Mathias Prell, Grohnotersdorf. Anna Hollerich, Obelting. Maria Ederer, Erding. Anna Thürlig, Dorfbach. Ulrich Keel, Neßlein. Lina Henzi, Günsberg. A. Maria Huber, Weinwil. Frau Sturm-Graf, Flawil. August Schulz, Trebich. Franziska Drazen, Laibach. Maria Neubauer, Graz. Innocenz Tallavania, Linz. Anton Riehmann, Alberschwende. Maria Hofmann, Breitenberg. Rosalia Bauer, Kirchbach. Mathias Tuma, Prag. Johanna Worles, Jrl. und Frau Luder, Smidow, Prag. Lieberat Stangl, Radmer. Rosalia Bauer, Kirchbach. Josefa Leitner, Agnes und Georg Müller und Katharina Erntreich, Murau. Josefa Stierand, Ober-Wernersdorf. Katharina Trausner, Wartberg. Franz u. Joh. Magerl, Gottfried Weiß und Karoline Zeller, Kornenburg. Kath. Dg, Ursula und Katharina Riehmann, Kath. und Theresia Längler, Rantweil. Rosa Reiner, Lauterach. Abt Korcian, Stift Naigern. Leonhard Goritschig, St. Michael. Jungfrau Benedikta Reich, Rantweil. Josef Psarl, Magdalenaberg. Filome a Dit, Frankfurt. Katharina Mohr, Mariaheim. Euphrosine Bönnig, Braunsberg.

Nach Redaktions-schluss lief noch die Trauernachricht über das am 25. Juni erfolgte Ableben des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Dr. Altenweisel von Brigen ein. Zeit lebens befandete der hohe Verbliebene ein warmes Interesse für die von einem Kinde seiner Diöcese ins Leben gerufene Mariannhiller Mission durch kräftige Unterstützung derselben. R. I. P.

Mariannhiller Missionskalender 1913.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur: „Das Negervolk der Schaggaer“, „Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern Afrikas“, „Das Ehestandsprotokoll“, „Die Völkerschlacht bei Leipzig“, „Weiberlist“, „Eine Wasserstraße vom Rhein nach München“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilders Schmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild, die Kommunion des hl. Stanislaus aus der Hand der hl. Barbara darstellend, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von den auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschafts-Druckerei G. m. b. H., Würzburg.